Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 28 Leipzig, den 7. Juli 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Jesaja 42, 1—8; 2; 3 — Die Sonntagsfrage: 2. Geschichtlicher Ueberblick, Erste Hälfte — Deutsches Volksleben vor der Reformation: 2. Die soziale Gährung — Aus Luthers Trostbriefen 2. An Witwer und Witwen — Die Wallfahrt zum Grabe des heiligen Bonifatius in Fulda am 7. Juni 1892 — D. Dryanders Markuspredigten — Verschiedenes: Zum Verständnisse des Flemmingschen Textes: So sei nun, Seele, deine!; Die Chronik Bacharachs und seine Thäler; Livland als Glied des deutschen Reichs vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert; Ein Salongespräch über die Sittlichkeit; Kleine Illustrationen zu Hases „Polemik" nach dem Leben gezeichnet; Das Alte Testament von Reuß; Evangelisch-sozialer Kongreß; Zum Fall Schrempf. — Quittung — Anzeigen

Jesaja 42, 1—8

2; 3

Wir schließen uns einer Schar an, die im Abendgrauen zum Versammlungsorte eilt. Ein neues Flugblatt soll verlesen werden, und, wie der Vorleser hinzugefügt hat, ein sehr wichtiges. Der Prophet spreche darin von der Aufgabe des Knechtes Jehovas, womit er, wie alle wissen, den treugebliebnen Rest des Volkes meint; er spreche davon, wie die Thatlosigkeit, zu der scheinbar der Knecht verurteilt sei, verstanden werden müsse, und er bringe bestimmte Versicherungen der treuen Hilfe des Herrn, der seinen Knecht nicht verlasse.

Es ist eines der Blätter, die uns in den Kapiteln 40—66 des Jesajabuches erhalten sind.*)

Einer der Dahineilenden nimmt unsre Aufmerksamkeit vor den andern in Anspruch. Er scheint nicht zu ihnen zu gehören; der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht der der andern. Sein Auge ist so grübelnd auf den Boden geheftet; es ist, als lese er dort ein schweres Rätsel, das Rätsel seines Lebens, und versuche vergeblich, es zu lösen. Seine scharfgeschnittnen Züge, der zusammengepreßte, trotzige Kraft verratende Mund, die faltenreiche Stirn versprechen die Gedanken des Mannes uns zu verraten. Es ist offenbar einer der Untreuen, der Abgefallnen, dem das Gewissen zu schlagen begonnen hat. Der Vorleser hat ihm gesagt, daß auch für ihn etwas in dem Blatte stehe — und, wenn er wolle, etwas Tröstliches.

Wir sind am Orte. Eine roh gezimmerte Halle, von Fackeln spärlich erleuchtet; an der einen Seite eine kleine Erhöhung für den Vorleser; dort er selbst, eine ehrfurchtgebietende Greisengestalt, einer von denen, die noch des alten Tempels Herrlichkeit sahen, die des Propheten Jeremias glühende Reden hörten, und die den Fall der heiligen Stadt erlebten.

Nun beginnt er:

„Siehe, das ist mein Knecht, ich erhalte ihn," so liest er. Der Mann, den wir beobachten, wirft einen prüfenden Blick auf die Versammlung; es ist, als stimme er zu. Diese Männer, die um ihn stehen, dieser treugebliebne Rest Israels, ist fürwahr mit Recht „Knecht Jehovas" zu nennen. Und auch das ist wahr: der Herr hat sie, hat diesen Knecht wunderbar erhalten; als wir andern abfielen, müde der ewigen Plackerei, des immerwährenden Höhnens und Spottens: „Wo ist nun dein Gott?" — denn wir waren ja gebunden, konnten ja auf hundert nicht eines antworten, waren von Gott verlassen! — da hat er ihn sich erhalten, ob wir es wohl für unmöglich hielten!

„Und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat," so fährt der Vorleser fort. Das Haupt unsers Mannes ist auf seine Brust gesunken. Auserwählt hat Gott diese Männer, seinen Knecht! Und wen er erwählt hat, den läßt er nicht straucheln! Wohlgefallen hat des Herrn Seele an ihm — und wir? wir andern? wir untreu gewordnen? — Aber ist es nicht eine Täuschung? Trotzig blickt sein Auge auf — sind wir nicht im Rechte? Wozu denn Knecht? wozu denn erwählt?

„Ich habe auf ihn meinen Geist gegeben, er wird das Recht unter die Heiden bringen." Das ist freilich das alte Ziel! — seine Augen senken sich wieder — das alte Ziel, das die Propheten unsern Vätern steckten, ein Ziel des Kämpfens wert. Geist- und krafterfüllt das Recht Jehovas, seine Ziele, seine Pläne den Heiden bringen, für sie kämpfen gegen eine Welt und eine Welt für Jehova erobern! Aber hatte nicht Gott selbst auf diese Ziele verzichtet, als er Jerusalem in die Hände der Feinde gab und uns gebunden? Was hat denn auch der Knecht, der Erwählte, der Geisterfüllte, was haben diese Männer gethan, das Recht des Herrn unter die Heiden zu bringen? Haben sie es laut verkündigt? Hat man ihre Stimme gehört? Hat man ihr Rufen vernommen? Die Götzenpriester hat man gehört, sie haben uns zugerufen; der Knecht hat geschwiegen!

„Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme läßt er nicht hören auf den Gassen." In dem Antlitz des Mannes zuckt es, als ringe ein neuer Gedanke sich in ihm durch. — Wie soll es nur möglich sein? Daß der Knecht schweige, das ist der Wille desselben Gottes, dessen Recht den Heiden gebracht werden soll? War es so gemeint? Nicht mit Rufen und Schreien will Gott sein Recht verkündigt sehen, sondern schweigend? Nicht mit Worten, sondern durch Leben? Dann hat er uns gefangen gegeben, eben damit wir lernen sollten, sein Recht — recht zu verkünden! Und ist es nicht auch so? War es nicht gerade dies stille, in sich gesammelte, kraftvolle Ausharren des treuen Restes bei Gott, das uns, wenn wir gewaltsam uns zu betäuben suchten, als ein Stachel im Gewissen blieb, das uns immer wieder mit geheimnisvoller Macht zu ihm zog? Ach, was wir für Ohnmacht hielten, das war verhaltene Kraft unter der Zucht des Herrn; das Jammern und Klagen, das uns so oft abstieß, es war nur ein Ueberbleibsel menschlicher Schwäche, das niederzukämpfen die Treuen mit vielem Gebet versuchten. Gerade diese herzzerreißende Wehklage war ein Zeichen der übergroßen Kraftanstrengung, die diese Männer machen mußten, und doch nicht ganz ohne ein gewaltsames Aufstöhnen des Herzens machen konnten, eben weil sie Menschen waren. Herr, Gott! Wie haben wir deinen Willen verkannt! Und nun ist es zu spät! Deiner Zucht, deiner Erziehung haben wir uns mutwillig entzogen! Das kannst du uns nie vergeben! Wir sind ewig verloren! Dein Knecht muß uns mit Verachtung abweisen und wird recht daran thun!

*) Es hätte schon zu dem ersten Artikel in Nr. 27 bemerkt werden sollen, daß der Verfasser mit fast allen Theologen der Gegenwart Jes. 40—66 nicht dem Propheten Jesaias, dem Zeitgenossen des Usia, Jotham, Ahas, Hiskia (740—701) zuerkennen kann, sondern sie aus der Zeit des Exils datirt. Wie von hier erst sich das ganze Verständnis jener wunderbaren Kapitel erschließt, dafür möchte die obige Auslegung ein Beispiel bieten. D H

„Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen.“ — Du siehst so ungläubig darein! — was quält dich? Sag, haben dich denn diese Männer, hat dieser Knecht Gottes dich denn zurückgestoßen vorhin, als du dich ihnen anschlossest? Aber dein Blick verfinstert sich. Du möchtest, sie stießen dich lieber zurück, daß man doch etwas von ihrer Kraft spürte!

„Wahrhaftig verkündet er das Recht!“ Höre! das eben gehört zur wahrhaftigen Verkündigung des Rechtes des Herrn. Wie sollte er die Welt für seinen Gott erobern und die Menschen zurückstoßen! Aber du kennst noch nicht das Recht des Herrn! Du hältst das für Kraft, wenn deine Augen funkeln und deine Fäuste sich ballen und du den Beleidiger zurechtweisest. Aber der Herr im Himmel lacht über dein kindisches Gebahren, und in den Büchern des Lebens steht es als Schwäche verzeichnet, als elende Schwäche gegen das in dir, was du beherrschen solltest. Denen, die Gottes Recht der Welt verkündigen, seinem Knechte, ist solche Schwäche fremd.

„Nicht verzagt er, noch ermattet er, bis er auf Erden das Recht gegründet.“ Ja wahrlich! — über dem Antlitz des Mannes liegt es wie Reue — er hat nicht gezagt, noch ist er ermattet! Wir, die wir stark zu sein glaubten, wir waren die Müden, wir konnten nicht festhalten. Wir sind alle in die Irre gegangen, ein jeglicher sah auf seinen Weg; er aber trug kraftvoll schweigend unsre Sünden. Denn er hat ein Ziel, er hat einen Auftrag, den er ausrichten soll: auf Erden das Recht anrichten!

„Die Inseln warten auf sein Gesetz.“ Er kann nicht ermattet rasten! Von fernher schauen die Heiden aus, die Inseln warten! Aber woher nimmt er die Kraft? — ja, woher nehmen wir, wenn wir durch die unergründliche Gnade Gottes uns Glieder seines Knechtes achten dürfen, die Kraft, solchen Beruf zu erfüllen? Sind wir doch auch nur Menschen!

„So spricht Gott, der Herr, der die Himmel schaffet und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk, so darauf ist, den Odem giebt, und den Geist denen, die darauf gehen: »Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und will deine Hand fassen und dich behüten und dich zum Bund mit dem Volke geben, zum Licht der Heiden.«“ Das ist das Geheimnis der Kraft der Treugebliebnen, des Knechtes: der Herr, der mit seinem allmächtigen Willen die ganze Welt umspannt und durchdringt, der hat ihn gerufen, der will seine Hand fassen und ihn behüten, der will ihn zum Bunde mit dem Volke geben, zum Lichte den Heiden. So wie diese Treuen die Sünde des Volkes trugen und blieben Gott treu und erhielten dem Volke den Bund, daß es nun wiederkehren kann, wie wir wiedergekehrt sind — so wollen wir nun als Glieder des Knechtes ruhelos nicht verzagen noch ermatten, bis daß wir das ganze Volk um uns gesammelt haben zum Bunde mit Gott: und sind geworden ein Licht für die Heiden. Welch ein unendlich Ziel!

„Zu öffnen die Augen den Blinden und die Gefangnen aus dem Gefängnis zu führen, und die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker.“ Ja, unendlich! Sie alle, alle, die in Banden der Finsternis, des Unglaubens und Aberglaubens schmachteten, die dahinleben ein armes Dasein, ohne Richtung, ohne Ziel, ohne Zweck, wie die Tiere des Feldes, stumpf, ohne Inhalt, ohne Hoffnung, sie alle über ihr kümmerliches Leben, über den Staub herauf zum Lichte, zu Gott zu führen! Wer will es sich getrauen, solchen Beruf auf seine Schultern zu nehmen, wer will sich dafür verbürgen, daß es zur Erfüllung komme? „Ich, der Herr, das ist mein Name; und will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen.“

Die Worte des Vorlesers sind verhallt. Lange noch blickt der Mann, dessen Gedanken wir lauschten, zu Boden; endlich erhebt er das Auge, es leuchtet. Wir sehen noch viele Hände sich nach ihm strecken und die seinigen ergreifen. Die Männer blicken sich in die Augen; nun verlöschen die Fackeln. In die Nacht zurück schreiten sie, ein Licht doch im Innern, das nicht mehr verglimmen wird, müde an den Gliedern, aber eine Kraft unendlichen Lebens in den Herzen.

3

So hat durch Not und Hoffnung der Herr seinen Knecht sich erzogen, die Treuen stärkend, die Abgefallnen zurückzwingend, und wir fragen nun nach dem Erfolg. Oder ist alles das erfolglos geblieben? Fast scheint es so.

Zwar die Verheißung ging zunächst in Erfüllung: Cyrus zerstörte Babylon und gab den Gefangnen die Freiheit. In Scharen zogen sie zurück. Aber als sie nun matt und müde von der langen Wüstenwanderung endlich anlangten und fanden die Trümmer Jerusalems verwachsen, hie und da eine Hütte der einst im Lande Zurückgebliebnen, in den Hütten ein verkümmertes Geschlecht und ringsher Feinde, also daß sie nur mit dem Schwerte in der Hand an den Bau gehen konnten, da sank ihnen wohl der Mut. Lange, lange Zeit dauerte es, ehe der Tempel stand. Und dann begannen die Zeiten der Fremdherrschaft, der Entweihung des Tempels; zwar noch einmal erhoben sich Scharen Getreuer, mit unerhörter Hartnäckigkeit befreiten sie noch einmal das Volk; doch nur, damit nicht allzulange darnach eine andre Fremdherrschaft begänne. Und was das Schlimmste ist: schauen wir am Ende dieses Zeitraumes auf die Schar der Frommen, so mögen wir wohl zurückschrecken vor dem bloßen Namen, den sie führen; denn nun heißen sie — „Pharisäer“!

So ist denn der Knecht gestorben? So ist denn kein Rest geblieben? So war es ein Fehlwort, das der Herr durch den Propheten verkündigt hatte, daß er seinen Knecht wolle erhalten? — Denn die satten, stolzen Leute, die sich selbst „die Pharisäer,“ in unsrer modernen Ausdrucksweise etwa „die Gläubigen“ nannten, die haben wahrlich nicht viel mehr übrig von der demütigen und doch so starken Treue des alten Knechtes Gottes. Aber wir wollen nicht zu früh absprechen; denn jetzt eben lesen wir die Namen Josephs und der Maria, des Zacharias und der Elisabeth, Simeons, Hannas und der Hirten auf dem Felde: es ist noch ein Rest übrig! und siehe, der alte Zweig treibt einen jungen Sproß: Jesus Christus sammelt seine Jünger um sich; Jesus Christus verliest in der Schule zu Nazareth aus einem andern Flugblatt desselben Propheten das „Programm“ seines Wirkens vom Oeffnen der Augen der Blinden und vom Befreien der Gefangnen und fängt an zu sagen zu ihnen: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren.“

Nicht nur diese Schrift, auch unser Flugblatt.

Wir brauchen darüber nicht viel zu reden. Die bloßen Worte: „Er wird nicht schreien noch rufen . . . Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen . . .“ die bloßen Worte: „Zum Bund mit dem Volke, zum Lichte der Heiden . . .“ und aber: „Zu öffnen die Augen der Blinden . . .“ und die Worte, mit denen das Blatt begann: „Siehe . . . mein Knecht . . . mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat . . .“ sie erinnern uns so unwillkürlich an das Werk und an die Person des Erlösers, daß wir uns sogar gewöhnt haben, sie unmittelbar auf unsern Herrn zu beziehen.

Und das ist nun ohne weiteres klar: wer so eine Aufgabe auf sich nahm und durchführte, in dem mußte auch jenes andre Wort unsers Blattes zur Erfüllung gelangen: „Nicht verzagt er, noch ermattet er.“

Und so steht er vor uns, Christus, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlege, der nicht rasten will an einem Orte, sondern umherziehen in den Dörfern, denn dazu ist er gesandt, Christus, der kaum das gewöhnliche Maß der Erholung, das dem Menschen nötig ist, um wirken und schaffen zu können, übrig hat von all der Anstrengung und Mühe, und der doch nicht ermattet, der trotz aller Fehlschläge und Mißerfolge doch nicht verzagt: Ja: „nicht verzagt er, noch ermattet er.“

Und wir? Bs

Die Sonntagsfrage

2. Geschichtlicher Ueberblick
Erste Hälfte

Auf die ersten Spuren einer christlichen Sonntagsfeier treffen wir bereits im apostolischen Zeitalter. Zwar auf

palästinischem Boden haben wir kein Zeugnis für eine neben der Beobachtung des Sabbaths sich einbürgernde Sonntagsfeier. Der Sonntag ist vielmehr, so viel wir sehen können, eine Schöpfung der heidenchristlichen Gemeinden.*) Daß die jüdische Sitte der Sabbathfeier nicht ohne Einfluß auf die Entstehung des neuen christlichen Festtages gewesen ist, darf als gewiß gelten, um so mehr als wir es kaum an irgend einem Punkt mit rein heidenchristlichen Gemeinden zu thun haben. Aber von einer Uebertragung des Sabbaths auf den Sonntag, d. h. von einem Gesetz der Sonntagsfeier ist dabei nirgends die Rede. Würde sonst der Apostel, der im Galater- und im Kolosserbrief in der gesetzlichen Heilighaltung bestimmter Tage eine schmachvolle Rückkehr zu den unvermögenden, armseligen Elementen der Welt erblickt (Gal. 4, 9 ff., Kol. 2, 8. 16 ff.), in der Gemeinde zu Korinth einen gleichen Brauch dadurch feierlich gutgeheißen haben, daß er die Ausübung einer Pflicht christlicher Bruderliebe an ihn knüpfte? (Vgl. 1. Kor. 16, 2 ff.) Mit dem Gesagten hängt weiter zusammen, daß wir nicht den mindesten Anhalt dafür haben, daß die ersten heidenchristlichen Gemeinden den Sonntag irgendwie nach Maßgabe des Sabbaths begangen haben. Nicht als Ruhetag, sondern lediglich als einen durch freudige Erinnerung an die Auferstehung des Herrn geweihten Kultustag, als Tag der Gemeindeversammlung hat die alte Christenheit den Tag des Herrn gefeiert.

Darin ändert sich im wesentlichen auch im nachapostolischen und altkatholischen Zeitalter nichts. Sämtliche christliche Schriftsteller der ersten Jahrhunderte heben ausdrücklich den Unterschied von Sonntags- und Sabbathfeier hervor. Es begegnet uns in den ersten fünf Jahrhunderten der Kirche auch nicht ein einziger, der den Sonntag für eine Fortsetzung des jüdischen Sabbaths und eben damit für eine göttliche Stiftung erklärte.**) Wenn hie und da beide Tage miteinander verglichen werden, so geschieht es stets nur, um den Gegensatz ans Licht zu stellen. In dem alttestamentlichen Sabbathgebot, das seinem buchstäblichen Verständnis nach nur das jüdische Volk vorübergehend verpflichtet hat, erblicken die altkirchlichen Theologen den Ausdruck einer ewig geltenden göttlichen Forderung: von dem Sklavendienst des Egoismus und der Sünde zu ruhen und vielmehr Kraft und Zeit ausschließlich Gott dem Herrn zu weihen. Indes diese moralische Forderung erhebt der göttliche Gesetzgeber gar nicht nur für diesen oder jenen Tag, sondern unterschiedslos für alle Tage des irdischen Lebens. So verstanden also findet das Sabbathgebot weder in der jüdischen Sabbath- noch in der christlichen Sonntagsfeier seine Erfüllung. Obwohl also die altkirchlichen Theologen dem alttestamentlichen Sabbathgebot eine bleibende Bedeutung abzugewinnen vermögen, kommt es doch keinem von ihnen in den Sinn, in der christlichen Sonntagsfeier eine Erfüllung dieses ewig giltigen Moralgesetzes zu erblicken. Fragt man sie nun aber nach den wirklichen Motiven der Sonntagsfeier, so lautet auch jetzt die Antwort: Nicht der Sabbath der Juden, sondern die Auferstehung des Herrn bildet den Gegenstand unsrer Feier. Und das verleiht diesem Tage sein festlich-frohes Gepräge.

Seit der Privilegirung der Kirche durch Konstantin ändert sich die Sachlage erheblich. Nun vollends organisirt sich die Kirche als politisch bedeutsame Macht. Bei diesem Unternehmen liegt es ihr nun doppelt nahe, alttestamentliche Vorbilder in Wirksamkeit zu setzen, sich nach dem Muster der jüdisch-hierarchischen Ordnung im einzelnen zu gestalten. Indes auch in den folgenden drei Jahrhunderten hält sich die Lehre von der Sonntagsfeier auf der bisherigen Höhe. Die kirchliche Praxis dagegen sinkt auf die Stufe der Gesetzlichkeit herab.***) Unter dem 7. März des Jahres 321 erläßt Konstantin sein berühmtes Sonntagsedikt. Damit hat der Staat auf diesen bisher von den Christen freiwillig geübten Brauch seine Hand gelegt. Die Sonntagsfeier nach ihrer negativen Seite als Sonntagsruhe ist obligatorisch geworden. Aber nichts ist nun denkwürdiger an diesem Reskript, als daß auch Konstantin sein Sonntagsgesetz nicht mit einer Silbe in Beziehung setzt zu dem jüdischen Sabbath. Nicht unter Berufung auf das Alte Testament, sondern allein mit Hinweis darauf, daß der ehrwürdige Tag der Sonne ausgezeichnet werden müsse, erläßt Konstantin sein polizeiliches Dekret. Fragen wir nach seinen innersten Motiven, so ist klar, daß es in erster Instanz Ausfluß der Staatsraison ist, und daß religiöse Motive selbständig dabei kaum in Betracht kommen. Konstantins und seiner Nachfolger Sonntagserlasse sind zunächst zu beurteilen als politische Willensäußerungen des Staates, der gesonnen ist, das Christentum zur Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt zu wählen. Kaiser und Synoden wetteifern nun darin, durch strenge Erlasse die Sonntagsarbeit nach Kräften zu beschränken.

*) Vgl. 1. Kor. 16, 2. Offenbg. 1, 10. Apostelgesch. 20, 7.

**) Vgl. Th. Zahn, Geschichte des Sonntags vornehmlich in der alten Kirche. Hannover 1878.

***) S. Rieger, Staat und Sonntag. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. 1877.

Auf das Stadium der Gesetzlichkeit ohne Bezugnahme auf das Sabbathgebot folgt in der abendländischen Kirche seit Gregor I. eine Periode noch gesteigerter Gesetzlichkeit unter bestimmtem Rückgang auf das Sabbathgebot des Dekaloges. Im Zusammenhang damit steht die Erscheinung, daß das Hauptgewicht nicht mehr auf den Kultus fällt, sondern daß das Hauptkennzeichen einer christlichen Sonntagsfeier in strengster Arbeitsenthaltung erblickt wird. Der große Dogmatiker des spätern Mittelalters Thomas von Aquino hat dann die Lehre vom Sonntag in eine theologisch-wissenschaftliche Formel zu fassen versucht. Die auf ihm ruhende offizielle römische Lehre erblickt auch in der christlichen Sonntagsfeier vorwiegend einen imponirenden Machterweis der heiligen Kirche, insofern diese aus eigner Machtvollkommenheit den vom Sabbathgebot seinem moralischen Verständnis nach nur ganz allgemein geforderten Kultus- und Ruhetag vom siebenten auf den ersten Tag der Woche verlegt hat. Die Gläubigen also, die den Sonntag der Gottesverehrung weihen, gehorchen damit ebensosehr einem direkten Gebot der Kirche, als sie Gott gehorchen, sofern sie überhaupt ihm einen Tag zu weihen gesonnen sind. Den pünktlichen Gehorsam ihrer Kinder zu erproben, das ist der römischen Kirche schließlich auch in dieser Frage einer der obersten Gesichtspunkte. Aber sie hütet sich wohl, diesen Gehorsam auf zu schwere Proben zu stellen. Sie gebietet den Besuch der Predigt und Messe, aber nicht ohne zugleich dem Gehorsam einen herrlichen Lohn in Aussicht zu stellen. Sie verbietet noch immer wie das frühe Mittelalter opera servilia, den sauren Frondienst der Woche und erblickt in der Uebertretung dieses Verbotes nicht etwa nur einen Verstoß gegen die kirchliche Sitte, sondern eine das Seelenheil gefährdende Sünde. Aber nicht verbietet sie das, wonach es das irdisch empfindende Herz am arbeitsfreien Tage am meisten gelüstet. Opera servilia auf sich nehmen, ist eine schwere Sünde, weil man dadurch gegen die Satzungen der Konzilien und Väter verstößt. Dagegen erfahren wir, opera liberalia, d. h. freie Werke, wie Singen, Studiren, Lesen u. s. w. und communia, d. h. gemeine, wie Reisen, Jagen, Fischen, Spielen u. s. w., sind gestattet, weil die Kirche durch ihre Organe sie nie verboten hat.

Den Reformatoren ist es nach dem Herrenwort ergangen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Nach nichts als nach dem Heil seiner Seele, dem Frieden seines Gewissens hat Luther, der Welt den Rücken kehrend, getrachtet. Und siehe da, mit dem Frieden des Herzens verlieh ihm sein Gott die Herrschaft über die Welt, erschloß er ihm den Blick für ihre Güter und ihre Kräfte. Ja, so paradox es klingen mag: dem nur nach den Bedürfnissen seiner Seele Fragenden ist zugleich das Auge für die Wohlfahrt des Leibes und die Berechtigung, dessen Bedürfnisse zu befriedigen, aufgegangen. Aus ihrem Kernprinzip, der Rechtfertigung aus dem Glauben, hat die Reformation ein völlig neues Lebensideal abzuleiten vermocht. „Was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde.“ Keine religiöse Uebung ist so hoch, daß sie darauf Anspruch machen könnte, im besondern Sinne als „Gottesdienst“ zu gelten. Und kein Wirkungskreis ist andrerseits zu gering, als daß nicht der vornehmste Stand, der Stand der Priester und Könige, darin bethätigt und der höchste Dienst, der Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit darin geleistet werden könnte.

Eine Magd, wenn sie das Haus kehrt, kochet, wartet des Viehs, soll auch den Trotz haben, daß sie da den rechten Sabbath halte und in Gottes Befehl gehe, wenn sie treulich ausrichtet, was ihr befohlen ist. (E. A. 36, 97.)

Die Reformation lehnt jede Sabbathübertragungstheorie ab, indem sie das Sabbathgebot seinem buchstäblichen Verstande nach für aufgehoben erklärt, seinem geistigen Verstande nach ihm aber eine viel weiter greifende Bedeutung abgewinnt, als daß die Sonntagsfeier für seine Erfüllung gelten könnte. Ebensowenig aber wie auf das alttestamentliche Sabbathgebot führt sie den Sonntag auf eine direkte Einsetzung Christi zurück. Der Sonntag ist laut Artikel 28 der Augustana, der sich von der durch Luther an ihr gerügten „Leisetreterei“ durchaus fern hält, eine kirchliche Sitte, ein von alters überkommener wertvoller Brauch. Seine Begründung findet er vornehmlich in dem Christuswort, das der Gemeinschaft den Segen verheißt, sodann in einem kirchlich-kultischen Ordnungsbedürfnis und endlich in der sozialpolitischen Rücksicht auf die Wohlfahrt des Nächsten.*)

Daß dieser zuletzt erwähnte wertvolle Gedanke für den Reformator Genfs ganz besonders bestimmend ist, versteht sich von selbst. Calvin hat aufs nachdrücklichste einen Ruhetag gefordert, aber er ist von einer Begründung dieser Forderung vom Sabbath her genau so weit entfernt wie der deutsche Reformator. Um des Gesindes, ja um der Haustiere willen fordert er treue Uebung dieses Brauches. Indes mag es sich um Befriedigung eines noch so dringenden Bedürfnisses handeln, es bleibt dabei, daß die kirchliche Feier des Sonntags eine Menschensatzung ist. Wie tief die Reformatoren davon durchdrungen sind, erkennen wir aus den Folgerungen, die sie aus dieser Einsicht für die Kirche im ganzen wie für den Einzelnen mit wunderbarer Sicherheit ableiten. Der Kirche wahren sie das Recht, mit dem Sonntag nach freiem Belieben zu verfahren. Luther hat freilich von Anfang an zugleich darauf hingewiesen, daß diesem Recht eine Pflicht entspreche. Darf die Kirche „den Freitag zum Sonntag machen,“**) so soll sie sich nun auch gewiß nicht hartnäckig darauf beschränken, nur in den Sonntags-Vor- und Nachmittagsstunden Gottes Wort auszuteilen, sondern wenn veränderte Kulturverhältnisse sie darauf führen, mit ihrer wertvollen Sonntagsgabe auch in der Woche nicht kargen. Die Reformation hätte in diesem Stück vielleicht noch deutlicher und noch vernehmbarer reden dürfen, wenn auch gewiß Luther nicht müde geworden ist, der Kirche dafür das Gewissen zu schärfen, daß ihr Beruf selbstloses Dienen sei. Und weiter folgert Luther aus dem im menschlichen Ursprung des Sonntags wurzelnden Recht der Kirche die Pflicht, keine bestimmte Art der Feier für religiös geboten und damit die Gewissen verpflichtend zu erklären. Vor allem aber erwächst der Kirche gerade daraus, daß sie aus freien Stücken einen einzelnen Gottesdiensttag eingeführt hat, nun doppelt und dreifach die Pflicht, laut und vernehmbar für die evangelische Wahrheit einzutreten, daß wir Christen „allesamt Priester, sollen alle zu aller Zeit und an allerlei Orten Gottes Wort und Werke verkündigen.“***) Denn wäre die Folge einer speziellen Sonntagsfeier, daß nun die Gottesverehrung sich auf einen einzigen Wochentag konzentrirt, und nicht mehr das gesamte Christenleben, nicht gerade auch die Werktagsarbeit unter dem Zeichen des Gottesdienstes stünde, so würde eben dieser an sich schöne und zweckmäßige kirchliche Brauch eine Verdunklung und Hemmung des Evangeliums bedeuten.

Für den Einzelnen stellen die Reformatoren in den Vordergrund die Pflicht, nicht willkürlich mit der Sitte der Kirche zu brechen, eine Pflicht, die freilich stets begrenzt wird durch das sittliche Recht, gegebnen Falls, wenn höhere Rücksichten walten, sich über die bestehende kirchliche Ordnung hinwegzusetzen. Fast an keinem einzigen Punkt enthüllt es sich uns mit überwältigenderer Klarheit, wie hochgespannt der christliche Idealismus der Reformatoren ist. Sie kennen auch nicht eine

*) Eine ausgezeichnete Darstellung der reformatorischen Sonntagslehre bietet der wertvolle Aufsatz von Henke: Zur Geschichte der Lehre von der Sonntagsfeier. Theologische Studien und Kritiken. 1886.

**) Von den Konziliis und Kirchen. 1539. E. A. 25, 275.

***) Einweihungspredigt von 1544. E. A. Bd. 20, S. 225 ff.; Braunschw. Ausg. Bd. 5, S. 520 ff.

kirchliche Institution, die ihnen als unerläßliche Voraussetzung für das Gedeihen individuellen Christenlebens gälte. Mußt du am Sonntag arbeiten — wohlan!

Es liegt nichts daran, wir feiern oder nicht. Die Gewissen sind frei. Wer nicht will feiern, der arbeite immerhin, wir wollen ihn nicht schelten noch verjagen. (Auslegung des dritten Gebotes. E. A. 36, 93)

Ja, Luther ist so weit gegangen, den kühnen, ja gefährlichen Satz auszusprechen: „Die verständigen und gelehrten Christen bedürfen der Feier nicht.“ Freilich er bricht ihm alsbald die Spitze ab, wenn er doch auch an sie die Aufforderung richtet, über den heilsamen Brauch nicht eigenmächtig hinwegzuschreiten.

Wir staunen wohl über die Kühnheit und Folgerichtigkeit der reformatorischen Gedanken. Aber können wir sie auch heute noch uns zu eigen machen? Können wir sie namentlich unter pädagogischem Gesichtspunkt billigen? Taugt dieser hochgestimmte Idealismus hervorragender christlicher Persönlichkeiten, wie die Reformatoren waren, für die Masse des christlichen Volkes? Wir werfen diese Fragen vorläufig nur auf, um uns vielmehr zunächst der nachreformatorischen Entwicklung zuzuwenden. Diese gewinnt in vieler Beziehung die Bedeutung einer bewußt und unbewußt geübten Kritik der reformatorischen Lehre. E R

Deutsches Volksleben vor der Reformation

2. Die soziale Gährung

Dieses religiöse Unbehagen wurde freilich sehr verstärkt durch allerlei äußere ungünstige Umstände. Kläglich war die politische Lage des Reiches: die Kaisermacht im Zerfall begriffen, die Fürstenmacht auf Kosten der Einheit emporstrebend, dazu häufige Mißernten, Krankheiten, Notstände aller Art. Das Schlimmste aber war der furchtbare soziale Gegensatz, der sich aller Stände bemächtigt und einen Haß entzündet hatte, der fortgesetzt da und dort in hellen Flammen hervorbrach. Der Städter haßt den Adel, der Adel den Bauern, der Bauer beide; in den Städten ein schroffer Gegensatz der Herrschenden, der Meister und der Gesellen, die durch häufige Arbeitseinstellungen sich ihre Rechte zu erstreiten suchen. Auch in sozialer Beziehung überall Gährung, überall Unbehagen; alle durchzittert das Gefühl der kommenden sozialen Revolution.

Wer freilich oberflächlich in das Leben und Treiben dieser Zeit hineinschaut, der möchte vielleicht ausrufen: welch ein glückliches Geschlecht! Denn es regt sich der Fleiß des Städters, es füllt sich die Kasse des Großkaufmanns, und ein Wohlleben ohne Maß und Grenzen reißt dieses Geschlecht in einen gefährlichen Strudel. Der Teufel der Vergnügungssucht, des rohesten Sinnesgenusses ist nicht erst im neunzehnten Jahrhundert aufgestanden, er geht schon um die Wende des Mittelalters umher. Eine Lebenslust scheint dieses sonst so fromme Volk ergriffen zu haben, als glaubte es weder an Himmel noch an Hölle. Die Trunksucht rafft Opfer über Opfer in allen Ständen hin, nicht die wenigsten unter dem Adel und unter den Bauern. Aber es wirft auf die Städter doch auch kein gutes Licht, wenn der Nürnberger Rat einen eignen Wagen für das Heimbringen der Betrunkenen halten mußte.

Die Verschwendungssucht der Zeit trat am stärksten in dem Kleiderluxus hervor, sodaß allen Ernstes ein frommer Mann an einen Hosenteufel glaubte und dagegen predigte. Eine schwäbische Edeldame verkaufte ein Dorf, um beim nächsten Turnier im blauen Sammetrock erscheinen zu können. Daraus mag man nicht allein auf den Leichtsinn und die Putzsucht dieser Dame schließen, sondern auch auf die Kostbarkeit der Stoffe, die oft weither bezogen wurden. Allen Ernstes wird uns berichtet, daß für ein Paar Hosen neunundneunzig Ellen Stoff verwendet wurden, freilich bleibt dahingestellt, wieviel davon der Schneider nach übler Sitte in seinen „Korb“ verschwinden ließ. Namentlich waren die Männer die Modehelden. Die Stutzer kleideten sich möglichst weibisch, schminkten und salbten das glattrasirte Gesicht, trugen langes Haar oder steife Locken, schnürten sich und zeigten Hals und Schultern entblößt. Eine Verordnung des Regensburger Rats von 1485, eine jener bekannten Kleiderordnungen, die gegen den überhandnehmenden Luxus eifern, gestattet einer vornehmen Dame immer noch achtzehn Röcke und Mäntel zu haben, und Geiler von Kaisers-

berg schätzt den Anzug und Schmuck vieler Bürgersfrauen auf 3000 Gulden, nach unserm Gelde 50000 Mark.

Es ist offenbar, solcher Luxus verschlang ungeheures Vermögen, aber wie es in der Welt immer gehen wird, nichts steckt so an als die Genußsucht. Was dem Reichen allein erlaubt war, das ahmte der Aermste nach. Auch der Bauer steckte sich in die modischen Kleider, das Bunte, Flimmernde gefiel ihm, er fühlte sich als Edelmann, wenn er auch die ritterliche Waffe trug — er erntete Spott, er spottete, schimpfte wieder. Thatens denn andre Stände anders? Wollte nicht jedermann über seinen Stand hinaus? Der Kaufmann, so klagt Sebastian Brant, will heutzutage edel sein, der Edelmann ein Freiherr, der Graf ein Fürst, der Fürst ein König.

Niemands me halten will sein stad,
der Bur dem edelmann glich gat.

Die Schichten der Gesellschaft, die Stände, kamen ins Schieben und Rutschen; die Ungleichheit wurde nicht mehr naiv ertragen; jeder Stand pochte auf die eignen alten Rechte, jeder griff über sie hinaus in die Rechte des Höhern. Eine Erbittrung, eine Erhitzung der Gemüter zeigte sich in dieser Reibung, die endlich die helle Flamme des Bauernkriegs auflodern ließ. Denn kein Stand seufzte so unter dem Druck der Zeit, als der Bauernstand.

Man hat viel gestritten über die damalige Lage der Bauern. Hören wir auf die Stimmen der höhern Stände und der Anhänger der alten Zeit, so befand sich der Bauer in einer glänzenden Lage. „Einem Bauern,“ klagt Geiler, „spricht man jetzt Gnädiger Herr. Aber warum nicht? fragt der Bauer; ich hab Gelds gnug und Kleider wie ein gnädiger Herr.“ Die Lebenshaltung des Bauern war wie die der ganzen Zeit durchaus keine schlechte. Er war an tägliche Fleisch- und Weinkost gewöhnt, während er früher Wasser trank. Eine sächsische Landordnung von 1482 bestimmt, daß die Werkleute und Mähder mit täglich vier Gerichten zufrieden sein sollten. Ein Graf von Oettingen gab seinen Fronbauern mittags vier, abends drei Essen mit je zwei Fleischgerichten. Der Reichstagsabschied von 1500 verbietet den Bauern Tuch zu tragen, von dem die Elle mehr als einen halben Gulden kostet; „sie sollen auch keinerlei Gold, Silber, Perlen, Sammet, Seide, noch gestickelte Kleider tragen, noch ihren Weibern oder Kindern zu tragen gestatten bei kaiserlicher Ungnad und Straf.“ Wer eine fränkische Kirchweih oder Bauernhochzeit mit ihrem Festzug und ihren endlosen Schmausereien gesehen hätte, würde gemeint haben, das Volk schwimme in Wohlleben.

Und doch war die Lage des Bauern im allgemeinen, Ausnahmen abgerechnet, eine traurige, ja verzweifelte. Wenn er auch einmal im Kirchweihjubel die drückende Sorge vergaß, wenn er auch, wie seine ganze Zeit, im Vergleich mit der Vergangenheit besser lebte, seine alte Freiheit und Selbständigkeit hatte er verloren. Um Schutz in den unsichern Zeitläuften zu suchen, mußte er sich in Abhängigkeit von den Städten oder Klöstern oder der Ritterschaft stellen; um bei der wachsenden Bevölkerung Brot zu haben, mußte er sich in Diensten bei den Grundherren begeben; es würde zu weit führen, aufzuzählen, welch eine Last von Zinsen, Frondiensten, Zehnten, Steuern, Naturalleistungen auf dem Bauernstande lag. Dabei waren die Arbeitslöhne sehr hoch, die Justiz ungerecht und maßlos, der Bauer so gut wie schutz- und rechtlos.

Welche Härte lag z. B. allein im sogenannten „Sterbfall“! Starb nämlich ein Bauer, so hatte sein Grundherr das Recht, bald die besten Stücke Vieh aus dem Stall, bald sogar sämtlichen Besitz des Bauern einzuziehen. War nun an sich schon das Ableben des Familienhauptes für die Angehörigen ein herber Schlag, so bedeutete er unter Umständen, und zwar nicht selten den Ruin der Familie.

Ein Feind des Bauern war das römische Recht, das sich damals immer mehr Anerkennung in Deutschland errang. Deutschen Verhältnissen ganz fremd, diente dies Recht den Großgrundbesitzern dazu, den Bauern zum Leibeignen zu machen. Welche Mittel dabei versucht wurden, erzählen die Annalen der Abtei Kempten. Entziehung des Abendmahls, ja Urkundenfälschung mußten herhalten, um die Bauern zu knechten.

Der Bauer war aber nicht allein rechtlos, er war auch schutzlos in dem blühenden Fehdeunwesen. Schlimmer als Hagel und Mißwachs wütete in seinen Feldern der Landsknecht. Der Bauer galt als vogelfrei; den Gegner zu schädigen, brannte man dem Bauern Haus, Scheune und Stall nieder, raubte sein Vieh und zerstörte ihm die Frucht auf dem Acker. Die Chroniken sind voll von diesen kleinen Kriegsgeschichten, deren steter Kehrreim lautet: „Da brannten sie mehrere Dörfer ab und nahmen alles, was sie fanden.“ Wie konnte unter solchen Verhältnissen der Landmann Freude an seinem sauern Beruf finden? Lag es nicht nahe, selbst die Waffe zur Hand zu nehmen und sich gegen Gewalten zu schützen, die dem Bauer mit Vernichtung drohten?

Endlich aber genoß der Bauer nicht die geringste Achtung, vielmehr war er der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Kein Fastnachtsspiel, worin nicht der täppische, dumme Bauer als der Geprellte auftrat. Das Wort Bauer wurde zum Schimpfnamen. Besaß der Bauer etwas, so ärgerte man sich darüber; ließ er von Selbstbewußtsein etwas spüren und merken, daß er keine Lust habe, sich ohne weiteres drücken und schinden zu lassen, so nannte man das Anmaßung und höhnte sie als „grobe,“ „unnütze,“ „üppige“ Bauern, als „Flegel“ und „Ackertrappen“ mit ihren „groben Filzhüten.“

Der Bauer ist an Ochsen statt,
Nur daß er keine Hörner hat —

lautete ein Spottverslein, das von Mund zu Mund ging. Jede Gewaltthat galt gegen ihn für erlaubt. Bekannt ist ein Lied, das Uhlmann unter dem Titel „Edelmannslehre“ mitteilt. Darin wird der Bauer als das Wild für den Adligen hingestellt, kommt er ins Holz gefahren, so muß man ihn beim Kragen erwischen, nehmen, was er hat, seine Pferde ausspannen und ihm schließlich die Gurgel abreißen. Der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin bringt es fertig, folgende Beschreibung des Bauern zu geben:

Ein Mensch mit bergartig gekrümmtem und gebuckeltem Rücken, mit schmutzigem, verzognem Antlitz, tölpisch dreinschauend wie ein Esel, die Stirn von Runzeln durchfurcht, mit struppigem Bart, graubuschigem, verfilztem Haar, Triefaugen unter den borstigen Brauen, mit einem mächtigen Kropf.

Bei dieser Geringschätzung, die der Bauer namentlich von dem Adel erfuhr, ist es begreiflich, daß eine grenzenlose Erbitterung sich des ganzen Bauernstandes bemächtigte, die bald in einer komisch wirkenden Selbstverherrlichung, bald in dem rohsten Spott über den besser Gestellten, bald in der lauten Hoffnung auf den bevorstehenden Tag der Rache sich äußerte. Er ist stolz auf seine Armut!

Was frumt dir, richer Mann, dein Guot,
So dich der Tod nimmt in sein Huot?

wird im Freidank gefragt. Arm war ja der Heiland selbst gewesen, und arm sollten seine Jünger sein. Wer arm ist, so folgerte man nach echt katholischer Anschauung, steht ihm also näher. Ja in einer Kölner Chronik wird behauptet, Christus sei auf Erden als Bauer gewandelt; im Evangelium sagt er: Mein Vater ist ein Baumann, sich selbst nenne er einen „Schafhirt.“ Gleichwie von dem edlen Ackersmann alle Stände, geistlich und auch weltlich, gespeist und gefüttert werden, so thut auch Gott der Vater. Dem Bauer ging also ein Verständnis für die Wichtigkeit seines Berufs auf, nur daß er dabei weit über die Grenze ging.

Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?

fragt der Stolz des Bauern. Ja selbst das Brot des Lebens schafft er, mit dem der Erlöser dem Menschen im heiligen Abendmahl seinen Leib darreichen läßt:

Ich bau die Frucht mit meiner Hand,
Darein sich Gott verwandelt in des Priesters Hand.

Eine förmliche Apotheose der Handarbeit finden wir in Rosenpluts Spruch vom Müßiggänger. Der Schweißtropfen eines Arbeiters spaltet sich in vier Teile, von denen einer das Höllenfeuer löscht, der andre die Seele reinwäscht, der dritte die Dreifaltigkeit mit süßem Wohllaut gewinnt und der vierte den Arbeiter aller guten Werke in der ganzen Christenheit teilhaftig macht. Je weniger die Gegenwart dem Bauern Gerechtigkeit widerfahren ließ, desto zuversichtlicher erhoffte er sie von der Zukunft:

Ich lob dich, du edler Baur,
Für alle Kreatur,
Für alle Herrn auf Erden,
Der Kaiser muß dir gleich werden.

Den Tag der Rache sehnt sich der Unterdrückte herbei:

Gott wird nit vertragen
Die bösen schwörlichen Plagen,
Sie werden noch erschlagen
Von dem gemein Bauersmann:
Es facht jetzt derzu an.

Der Bauer träumte von einer völligen Gleichheit aller, von Gütergemeinschaft, von einem kommenden kaiserlichen Reformator, der der Pfaffenwirtschaft ein Ende macht und alle Ungerechtigkeit bannt. Das sollte der Kaiser Rotbart sein. In Friedrich III. und, als dieser die Hoffnung täuschte, in Kaiser Sigismund, glaubte das Volk, sei der ersehnte Reformator erstanden. Eine wundersame, mit Aberglauben durchsetzte, durch biblische Sprache geweihte Apokalyptik hielt ihren Umgang unter dem Volk. Wie bunt und graus auch die Phantasien waren, das Bild, das sie malten, war die Revolution; am tiefsten prägten sich zwei Gedanken ein: das Strafgericht über die Kirche und die Erhebung des niedern Volks, also die Züchtigung der Pfaffen und Herren. Prophetische Stimmen wußten schon das Jahr anzugeben, wann die große Wendung eintrete: die einen bezeichneten das Jahr 1500, andre die Jahre 1514 oder 1516 als die entscheidenden. Was das Wort nicht that, das that endlich die Illustration; Flugblätter, einzelne Kupferstiche, aber auch ganze Werke liefen von Hand zu Hand und schürten das unheimliche Feuer.

Als Vorbote des nahenden Sturmes ging das deutliche Gefühl der Unabwendbarkeit des Verhängnisses, der Unhaltbarkeit des Bestehenden voraus. Was alle empfanden, sprach Brant in seinem Narrenschiff mit den Worten aus:

Sankt Peters Schifflein ist im Schwank,
Ich sorg gar fast den Untergang,
Die Wellen schlagen allseit dran,
Es wird viel Sturm und Plage han.

Und Geiler von Kaisersberg wird zum Propheten, wenn er ausruft: „Weil Bischof, Kaiser und König nicht reformiren unser geistlos, verrucht, gottlos Wesen, so wird Gott einen erwecken, der wird die gefallene Religion wieder aufrichten.“

Was aber die Befürchtungen endlich zur Wahrheit machen half und die Revolution im Bauernkriege losbrechen ließ, das waren zwei Vorbilder, die den Mut des Bauern mächtig stärkten: im Süden die Schweiz, wo sich der Bauer mit eigner Waffe Freiheit und Selbstregiment erkämpft hatte, und Böhmen im Osten, wo in den husitischen Kämpfen der Sozialismus sein Haupt kühn erhoben hatte. All seine Hoffnungen pflegte der Bauer in das Wort „Schweiz“ zusammenzufassen. Ganz Deutschland wird bald „Schweiz werden,“ oder „der Schwanberg wird bald in der Schweiz liegen“, so sprach der Bauer seine Hoffnung auf Freiheit aus. Ein „Schweizer“ bedeutete soviel wie Revolutionär. Ebenso fielen die Funken von Böhmen herüber auf zündbaren Stoff. Die husitische Bewegung war eine sozial-religiöse gewesen; sie richtete sich auf eine Reform der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und wollte das Volk von dem Druck der Geistlichkeit befreien. Den radikalen Gedanken, der in Hus Lehre lag, griffen die Taboriten auf und suchten unsicher und unklar nach einer Neuordnung der Dinge im demokratischen Geiste, träumten sogar von der Aufrichtung einer völlig kommunistischen Gesellschaft. Sie haben nichts erreicht. Der alte kraftlose Zustand kehrte nach ihrer Unterwerfung nur verstärkt zurück. Aber ihre Gedanken lagen so im Gefühl und Bedürfnis der Zeit, daß sie fortwirkten. Das „böhmische Gift“ drang heimlich in Deutschland ein, weitergetragen bald von geheimen Agitatoren, bald von Flugschriften, bald durch den regen Verkehr zwischen Böhmen und Deutschland.

Als die hauptsächlichste Trägerin und Vermittlerin des husitischen Geistes in Deutschland, als die Trompete des Bauernkrieges ist die sogenannte „Reformation Kaisers Sigismunds“ zu bezeichnen, die seit 1476 vielfach gedruckt wurde. Das Volk glaubte wirklich, daß Sigismund ihr Verfasser sei. Gleichheit und Freiheit ist die einzig berechtigte Form des Daseins, Frieden und Glückseligkeit schon hier auf Erden ihr Ziel. Friedrich soll der König genannt werden, weil er „reich“ich alle Land zu Frieden setzt.“ In diesem Friedensreich ist die Freiheit groß, Glaube und Liebe steht recht in allen Punkten. Den „gewaltigen Häuptern“ ist die Kraft genommen. Die Menschheit genießt die Freiheit, die ihr Christus „aus väterlicher Weisheit gesetzt“ hat. „Das ewige Leben liegt vor uns. Wer nun nicht ermahnt sein will, der heißt billig nit ein Christ; der soll wissen, daß ihm die Hölle offen ist. Darumb, edlen, freien Christen, thut derzu, als wir gern wollten kommen zur ewigen Ruh.“ Das klang dem Bauern wie Musik, und auch das Fremdartige, aus böhmischem Geist Geflossene, reizte und lockte ihn.

Wenn man diese ganze soziale Stimmung überblickt, so wird man ja gestehen müssen, daß sich viel Unlauteres hineinmischt, daß wüste Träume, Phantasterei, Haß, Roheit zu einem wirren Ganzen sich vereinen. Aber liegt nicht auch darin ein gut Stück deutscher Idealismus, deutsche Kraft, deutsche Gemütstiefe? Ist nicht die Anhänglichkeit an den Kaiser Friedrich, die den sinnvollen Glauben an seine Wiederkunft lebendig erhält, rührend und edel? Werden wir einem Volke unsre Teilnahme versagen können, das tiefgedrückt nach Frieden und Gerechtigkeit rang? Freilich mit der Waffe und der Brandfackel in der Hand, freilich roh, wild, leidenschaftlich, aber doch nicht ohne Empfänglichkeit fürs Edle und Große. Und bedenken wir nun, daß das Volk, das von diesen sozialen Träumen geschreckt und gelockt war, dasselbe ist, das auch nach religiösem Frieden ringt; dasselbe Volk, das die Waffe führt, trägt die Kreuzesfahne der Wallfahrt; dasselbe Volk, das sich in wildem Haß gegen Klerus und Adel vergeht, singt die rührendsten Lieder seinen Heiligen; dasselbe Volk, das lüstern nach den Schätzen der Reichen schaut, verkauft seine wenigen Wertsachen, um eine Kirche, ein Heiligenbild schmücken zu helfen. Welch ein verworrener Gegensatz der Bestrebungen und Empfindungen, die kühnste Phantastik neben dem grobsinnlichsten Materialismus, das Fluchen und Zweifeln neben dem Beten und Fasten, der üppigste Prunk neben der selbsterwählten bußfertigen Armut. Diese Gegensätze durchdrangen sich; die soziale Gährung verschmolz sich mit der religiösen, die religiöse Glut verstärkte sich durch das soziale Fieber — wir haben gehört, wie sich durch die Zukunftshoffnungen religiöse Töne hindurchziehen —: aber in einem Ereignis, einer Katastrophe trat diese Verschmelzung als Thatsache in die Geschichte, die für das Jahr 1476 zu verzeichnen steht.

Seit 1431 schon war es fortgesetzt zu Bauernerhebungen gekommen. Bald da bald dort brach die Flamme empor, Meist waren es örtliche Schwierigkeiten, die den Bauern die Waffen in die Hände drückten; allgemeinen Charakter trugen diese Erhebungen nicht, bis 1476 sich eine Bewegung zeigt, die prinzipieller Art ist. Da verbindet sich das religiöse und soziale Element und ruft, allerdings für kurze Zeit, eine Erregung hervor, die ganz Deutschland durchzittert, und die von einem einzigen Mann, der Geringsten einem, ausgeht. Wir bleiben bei ihr stehen.

Zwischen rebenbewachsenen Hügeln wälzt die Tauber ihr munteres, helles Wasser dem Main zu. Dort mitten im Grün breiter Wiesen und belaubter Wälder lag still und weltvergessen ein Dörfchen, Niklashausen. In der Kirche stand ein wunderthätiges Marienbild, das das Volk aus der Umgegend zu besuchen pflegte. Da zog der Frühling des Jahres 1476 herauf, und nicht nur in Wald und Wiese des schönen Taubergrundes machte er alles neu, im Dörfchen selbst zog ein neues Leben ein. Vor der Kirche finden wir Buden und Schänken, welches Leben und Treiben, — Volk aus allerlei deutschen Zungen. Was wollen sie hier? Was suchen sie? Doch dort das Thal herauf kommt schon ein neuer Zug, und schon hören wir ihre Lieder, schon sehen wir die bunten Fahnen flattern. Wie sehen die Leute so wunderbar aus? Hier ein Bauer mit der Peitsche in der Hand, — hat er seine Pferde im Stich gelassen? Hier eine Magd mit der Grassichel, — warum ist sie von ihrer Arbeit weggelaufen? Dort Weiber mit Kindern auf dem Arm. Ohne Zweifel kommen sie weit her. Beschmutzt, müde, fast unheimlich sehen sie aus. Dort aber kommt ein andrer Zug. Die gehen ja ganz feierlich in Prozession; es sind die Bewohner eines ganzen Dorfes. Etliche Männer tragen Wachskerzen, so groß,

daß eine für mehrere noch eine Last ist. Sie mischen sich unter das andre Volk. Welch ein Treiben, Schreien, Beten, Singen! Dort ein Trupp Betrunkner, hier führen sie ein krankes Kind vorsichtig durch die Menge. Da plötzlich drängt sich alles in wilder Hast auf einen Punkt: lauter Zuruf; alles wirft sich auf die Knie: Heiliger Jüngling, bitt für uns! schallts aus tausend Kehlen. Und sieh dort auf einer Tonne steht, bekleidet mit einem Fell wie Johannes der Täufer, eine zarte, feine Gestalt; tiefer, fast wehmütiger Ernst in seinen weichen Zügen, in seinen Augen ein unheimlich loderndes Feuer, auf seinen Lippen eine leidenschaftliche, hinreißende Beredsamkeit. Hans Behaim ists, aus dem Taubergrund, seines Zeichens ein Hirte, bei Kirchweihen und Feiertagen spielte er aber auch zum Tanz auf mit Handpauke und Sackpfeife und ließ zur Kurzweil allerlei lustige Lieder hören. Er war ein frommer Knabe, der seine Gedanken für sich hatte; was er von der Welt Treiben, von der Großen Raublust, von des Papstes Verschwendung, von der Bußprediger Ernst gehört, was er von des Bauern Schinderei gesehen hatte, das wirbelte ihm alles bunt durch den Kopf, und dem hing er nach auf der einsamen Weide. Wie, wenn auch Hänschen sollte ein Bußprediger werden, ein großer, wie Bruder Capistrano gewesen war? Da verbrannte er am Sonntag Lätare 1476 vor der Kirche zu Niklashausen seine Pauke und blies nicht mehr in der Schänke. Dagegen hob er an zu predigen vor den Leuten, die sich vor der Niklashäuser Kirche einzufinden pflegten. Er sagte, die Jungfrau Maria sei ihm erschienen, nachts auf der Weide, und habe ihn zum Propheten erkoren und ermahnt, von seinem sündlichen Leben abzustehn und Gottes Wort dem Volke zu verkündigen. Der Zorn Gottes sei über die Menschen und sonderlich die Priesterschaft entbrannt. Gott habe schon seine strafende Hand ausstrecken wollen, aber auf sein Gebet hin seinen Grimm noch abgewendet. Im Taubergrund, in Niklashausen, wolle Gott eine besondre Gnadenquelle fließen lassen, reichlicher als in Rom oder sonstwo. Wer hierher komme, erlange ihre ganze Segensfülle, und wenn er sterbe, so gehe seine Seele sofort zum Himmel ein. Vom Fegfeuer wollte er nichts wissen. Sich selbst traute er die Macht zu, eine Seele mit der Hand aus der Hölle zu führen.

Das machte ein gewaltig Aufsehen. Die Zahl der Zuhörer wuchs von Sonntag zu Sonntag. Und er hatte eine große Macht über die Menge. Er predigte auch gegen den Luxus, er errichtete, wie Capistrano, Scheiterhaufen für den sündigen Tand. Die Frauen brachten auf sein Wort Haarflechten, Tücher, spitze Schuhe, die Männer Brettspiele, Karten, Würfel, und alles loderte wie ein heiliger Opferbrand zum Himmel.

Aber er wußte durch süße Hoffnung die Menge zu entschädigen. Er redete nicht bloß von Buße, sondern in glühendsten Farben malte er die kommende herrliche Zeit. Mit unerhörter Kühnheit griff er alle bestehende Ordnung an. Allen Unterschied der Stände verwarf er. Vor Gott ist Kaiser und Papst wie ein andrer Mensch. Der Kaiser ist ihm ein Bösewicht, und mit dem Papst ist es nichts. Das ganze Lehnswesen ist nur verwerfliche Bedrückung des gemeinen Mannes. Ach weh, ihr armen Teufel, ruft er den Bauern zu. Wäre das irdische Gut gleichmäßig verteilt, so würde der Unterschied zwischen Arm und Reich wegfallen, denn alle besäßen hinreichend, was sie brauchen. „Die Fürsten, geistlich und weltlich, auch Grafen und Ritter haben so viel; hätten das die Gemeinen, so hätten wir alle gleich genug.“ Aber er rief unzweideutig zur Revolution auf: „Es muß geschehen, es kommt dazu, daß die Fürsten und Herren noch umb einen Taglohn müssen arbeiten. Es wird dahin kommen, daß alle Priester getötet werden, und wer dreißig Priester tötet, der erntet Gotteslohn.“ So redete er dem krassesten Kommunismus das Wort, verwarf das Privateigentum und lehrte ein neues Reich Gottes auf Erden, worin alle Menschen wie Geschwister beieinander wohnen in gleicher Freiheit und gleichem Besitz.

Wie mußten solche Reden die Gemüter erhitzen, und wie gern nahm das Volk die Liederverse auf, in denen Behaim selbst seine Lehren in Reime gebracht und in Musik gesetzt hatte. Mit diesen Liedern zogen die Waller in die Heimat zurück, ließen sie ertönen, wenn sie durch Dörfer, Weiler und Höfe kamen, und streuten so überall den Samen der neuen Lehre aus. Kein Wunder, daß die Zahl der Wallfahrer ungeheuer stieg; aus dem Elsaß, aus Sachsen, vom Rhein her kamen sie, wie von einer Zaubermacht angezogen, den heiligen Jüngling, das Hänslein, zu sehen, seinen Segen zu empfangen, ihn zu berühren, ein Stückchen seines Kleides als heilige Reliquie mit heim zu nehmen.

Hans Behaim konnte aber auch Wunder thun, so erzählte man. Ein Kind, das ertrunken war, sollte er lebendig, einen lahmen Mann gesund, ein blindgebornes Kind sehend gemacht haben u. a. m. Ob Hans Behaim an diesen Schwindel selbst glaubte, ob er sich selbst betrog: wer kanns entscheiden?

Hans von Niklashausen schien der ersehnte Prophet zu sein. Von ihm erwartete das Volk die erlösende That. Und Behaim selbst war gewillt, vom Wort zur That überzugehen. Am Schluß der Predigt, die er am Sonntag vor dem Kilianstag (7. Juli) hielt, forderte er die Männer unter seinen Zuhörern auf, auf folgenden Samstag Weib und Kinder zu Haus zu lassen und allein mit ihren Waffen zu erscheinen, denn auf Befehl der Jungfrau Maria habe er ihnen drei ernste Worte mitzuteilen. Wie ein Wetter verbreitete sich dieses Wort — aber wie ein Wetter zog es über Hans Behaim selbst herauf. Am 12. Juli brachen vierunddreißig Reiter in Niklashausen ein, ließen den schlafenden Propheten aus dem Bette holen, auf ein Pferd binden, und davon gings im gesprengten Galopp nach Würzburg hinein in die Feste. Hans Behaim war des Bischofs Gefangner.

Am nächsten Morgen kam, wie Behaim gewünscht, die Schar seiner Anhänger mit Waffen in hellen Haufen. Mit Entsetzen vernahmen sie, was geschehen. Sie standen, wie vom Donner gerührt. Da ließ ein Bauer sich vernehmen, die heilige Dreieinigkeit sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, mit der Schar der Gläubigen zur Befreiung des Jünglings auszuziehen. Die Mauern von Würzburg würden fallen, wie die von Jericho, die Thore würden sich öffnen und der Prophet im Triumph aus seinem Gefängnis hervorgehen. Zwölftausend Mann brachen auf. Fünfhundert brennende Kerzen trugen sie dem Zuge voraus. Am nächsten Morgen in der Frühe hielten sie vor Würzburg und begehrten die Freilassung ihres Propheten. Unterhandlungen führten zu nichts. Die Bauern nahmen eine drohende Haltung an. Der Bischof ließ die Geschütze richten, blinde Schüsse sollten die Menge zerstreuen. Die Wirkung war die entgegengesetzte. Da die Kugeln niemanden verletzt hatten, meinte das Volk, ein Wunder sei geschehen, und hielt tapfer aus. Endlich thaten die wirklichen Kugeln ihre Arbeit, Reisige brachen aus der Festung hervor — in wilder Flucht stob die Menge auseinander. Dem Hans Behaim wurde der Prozeß gemacht auf Ketzerei und Zauberei. Das Urteil lautete auf Tod durch Feuer. Am 19. April 1477 wurden zuerst zwei seiner Genossen vor seinen Augen hingerichtet, dann schlug seine Stunde. An einen Pfahl gebunden stand er auf dem Scheiterhaufen, Marienlieder singend, bald laut klagend, bis der Rauch ihm die Stimme erstickte. Er war nicht als Märtyrer für seine Sache gestorben, denn im Verhör legte er sich aufs Leugnen, und sein Ende war ohne Mut und Würde. Die Zahl seiner Gläubigen schmolz rasch zusammen. Das Laufen nach Niklashausen hörte erst allmählich auf. Das Kirchlein wurde auf erzbischöflichen Befehl abgebrochen.

Es wird schwer festzustellen sein, ob Behaim ein Thor und Schwärmer oder ein Betrüger war. Vielleicht war er beides zugleich. Scheitern mußte seine Sache, denn er war unklar und unbesonnen. Daß er aber eine solche Wirkung thun konnte, daß man selbst in Rom vor dem fränkischen Hirten anfing zu zittern, ist ein Zeichen der Zeit.

Und mit Behaims Ende will ich abbrechen. Ich hoffe erreicht zu haben, was ich wollte: ein Bild vom Leben unsers Volkes vor der Reformation zu zeichnen. Das war der Boden, auf dem Luther aufwuchs, auf den Luther sein Werk baute. Vergleicht man sein Werk mit den schwachen, tastenden, unbesonnenen Versuchen, die vor ihm gemacht wurden, dem Volke zu schaffen, wonach es verlangte, so wird es in seiner Größe

und Bedeutung erst recht ins Licht gesetzt, zugleich aber müssen wir seine Selbstbeschränkung bewundern, in der er sich in seinem Wirken nicht auf das politisch-soziale Gebiet verlor, sondern nur die Freiheit predigte, aus der alles andre folgt: die Freiheit der Kinder Gottes. P D

Aus Luthers Trostbriefen

2. An Witwer und Witwen

An Bartholomäus von Starenberg, vom 1. September 1523:

So Euer Gnaden sich erinnern, was Hiob sagt (Kap. 1, 21): Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, wie es dem Herrn gefallen, also ist es geschehen, so soll E. G. einem treuen lieben Gott singen, der solche teure treue Gemahlin E. G. gegeben und nun wieder genommen hat. Sie war sein, ehe er sie gab; sie war da auch noch sein, da er sie gegeben hatte; sie ist auch noch sein, nachdem er sie genommen hat, wie wir alle sind. Darum ob es uns wohl weh thut, daß er das Seine von uns nimmt, soll doch das Herz sich höher trösten seines allerbesten Willens, mehr denn aller seiner Gaben. Denn wie gar unmeßlich Gott besser ist, denn alle seine Gaben, also ist ja auch hier sein Wille besser zu halten, denn das allerbeste und edelste Weib. Wiewohl man kann das nicht also fühlen, wie dieses; der Glaube fühlt es aber. Darum gebe E. G. Gott, daß [sie] seien fröhlich und nehmen an diesen reichen Wechsel und unermeßlichen Wucher, daß sie nun hat für ein zartes liebes Weib einen zarten lieben Gottes-Willen, ja dazu Gott selber. O wie selig und reich wären wir, wenn wir mit Gott solchen Wechsel könnten treiben! Ja, wir könnten wohl treiben, wenn wirs verstünden. Denn Gott begegnet uns täglich damit, wir konnten ihn aber nicht grüßen. (E. A. 53, 203)

An Laurentius Zoch, Magdeburgischen Kanzler, vom 3. November 1532:

Gottes Gnade und Friede in Christo sei Euer Trost und Stärke, Amen. Mein lieber Herr Doktor, sonderlicher Freund! Es ist mir fürwahr herzlich leid Euer großer Unfall und Betrübnis, daß Euch Gott Euer liebes Weib genommen hat mit solcher Weise (wie Eure Schrift anzeigt), welche sonderlich hoch beschweren muß.

Wohlan, Gottes Sohn mußte nicht allein vom Teufel und der argen Welt gehaßt und verfolgt sein, sondern zuletzt auch heißen „von Gott geschlagen und gemartert," wie Jesaias 53, 4 spricht, und der 22. Psalm V. 7: „Ich bin ein Wurm und nicht ein Mensch ꝛc." Also muß es uns Christen auch gehen, daß die letzte Betrübnis muß den Namen gewinnen, daß uns Gott auch selbst straft, von dem wir doch allen Trost haben sollen. Gleichwie wiederum die Gottlosen so hoch kommen müssen, daß sie nicht allein von der Welt, sondern auch von Gott selbst geliebt und erhöht anzusehen sind, auf daß sie zwiefältig sich rühmen und wir zwiefältig trauern sollen. Also hat Euch Gott nun selbst auch angegriffen, als es scheint, und die Feinde nun rühmen können und sagen: So gehts den Christen, also lohnt Euch Euer neu Evangelium! Das heißt nicht allein leiden und sterben, sondern auch begraben und zur Hölle geführt werden. Aber mein lieber Herr Doktor, haltet nur fest, nun ists Zeit. Gedenkt, daß es Christo auch so und noch ärger ist gegangen, und ist dennoch von Gott, der ihn so angreift, unverlassen mit Ehren hervorkommen. So wird uns Gott auch mit ihm führen. Es ist wohl ein großer Trost, daß die gute Frau so christlich und vernünftig verschieden und ohne Zweifel zu Christo, ihrem Herrn, den sie allhie bekannt, gefahren. Aber viel größer ists, daß Euch Christus zu seinem Ebenbild gemacht hat, daß Ihr leidet, wie er gelitten hat, nämlich nicht allein vom Teufel, sondern als von Gott, der Euer Trost ist und sein soll, gestraft und betrübt. Darum ob das Fleisch wohl murret und schreiet, wie Christus selbst auch schrie und schwach war (Psalm 22, 2; Matth. 27, 46), aber der Geist soll doch bereit und willig sein und mit unaussprechlichem Seufzen rufen: Abba, lieber Vater (Röm. 8, 16), das ist: Scharf ist deine Rute, aber Vater bleibst du, das weiß ich fürwahr. Unser lieber Herr und Heiland, ja auch unser liebes Vorbild alles unsers Leidens, tröste und drücke sich selbst in Euer Herz, auf daß Ihr dies Opfer dieses betrübten Geistes vollbringen und ihm Euern Isaak übergeben möget. (E. A. 54, 336 f.)

An Johann Cellarius' Witwe, vom 8. Mai 1542:

Gnade und Friede in Christo. Ehrbare, tugendsame, liebe Frau! Ich habe leider erfahren, wie Gott, der liebe Vater, Euch, ja uns auch mit einer Rute gestäupt und den lieben Mann Mag. Johannem Cellarium, Euern Hausherrn, von Euch und uns genommen, davon uns allen wehe geschehen, ob er wohl in guter seliger Ruhe ist. Aber lasset Euch das trösten, daß Euer Leid das größte nicht ist unter Menschen-Kindern, derer viele sind, die hundertmal Aergeres müssen leiden und ertragen. Und ob unser aller Leiden auf Erden auf einem Haufen läge, so wäre es doch nichts gegen dem, so Gottes Sohn für uns und um unsrer Seligkeit willen unschuldig gelitten hat. Denn es ist kein Tod gegen den Tod unsers Herrn und Heilands Christi zu rechnen, durch welchen Tod wir alle vom ewigen Tod errettet sind. Also tröstet Euch in dem Herrn, der für Euch und uns alle gestorben und vielmal besser ist, denn wir, unsre Männer, Weiber, Kinder und alles ist. Denn wir sind doch sein, wir sterben oder leben, darben oder haben, und wie es gehet. Sind wir aber sein, so ist er auch unser mit allem, was er ist und hat, Amen. Demselbigen seid mit Gnaden befohlen. Meine Käthe entbeut Euch in Gott Trost und Gnade. (E. A. 56, 22 f.)

Aus dem Brief an Hans Reineck, Hüttenmeister zu Mansfeld, vom 18. April 1536:

Wie sollen wir thun? Gott hat dieses Leben also geordnet und gemäßigt, daß wir darinnen sollen lernen und üben die Erkenntnis seines göttlichen allerbesten Willens, damit wir uns auch prüfen und erfahren müssen, ob wir seinen Willen auch höher achten und lieben, denn uns selbst und alles, was er uns zu lieben und zu haben auf Erden gegeben hat. Und wiewohl die unmäßige Güte seines göttlichen Willens dem alten Adam zu hoch und tief verborgen ist, wie Gott selbst, daß er keine Lust noch Freude, sondern eitel Trauern und Klagen davon schöpft: so haben wir doch sein heiliges gewisses Wort, das uns solchen verborgenen Willen anzeigt und in das gläubige Herz funkelt, da er allenthalben in der h. Schrift uns sagen läßt, es sei nicht Zorn, sondern eitel Gnade, wenn er die Kinder strafet; daß auch Jakobus sagt: wir sollens für allerlei Freude achten, wenn wir in mancherlei Anfechtung fallen, weil Trübsal wirket Geduld, Geduld aber Erfahrung. Darum weil Ihr nun Gottes Wort reichlich erkannt habt, hoffe ich, Ihr werdet Euch wohl wissen zu üben, daß Ihr an Gottes Gnade und väterlichem Willen mehr Freude habt, denn der Schmerz sein kann an Eurem Schaden. Es steht ja noch wohl, wenn wir Gottes Gnade gewiß sind, wenn uns gleich, wie Hiob, alles verläßt. (E. A. 55, 131 f.)

Aus dem Trostbrief an Hans von Taubenheim, vom 10. Januar 1539:

Lasset Euch das Rütlein des lieben Vaters also schmerzen, daß Ihr Euch seines gnädigen väterlichen Willens gegen Euch viel höher tröstet, und im Kampf des Schmerzes lasset den Frieden Gottes, der über alle Vernunft und Sinne schwebt, den Triumph halten, wenngleich das Fleisch schlucket und mucket. Wie ich mich versehe, daß Ihr auch ohne meine Tröstungen, durch Gottes Wort berichtet, selbst wisset, wie göttlicher Friede nicht in den fünf Sinnen oder Vernunft, sondern weit darüber im Glauben schweben soll. Unser lieber Herr Jesus Christus sei mit Euch! (E. A. 55, 217 f.)

O A

Die Wallfahrt zum Grabe des heiligen Bonifatius in Fulda am 7. Juni 1892

Mut! fester als die Berge unsrer Rhön
Wird Petri Stuhl auf ewig fortbestehn.

In einem scharfen, die Schäden der Zeit möglichst dunkel schildernden Aufruf hatten eine große Zahl katholischer Laien, unter ihnen viele Abgeordnete der Zentrumspartei, am 1. Mai zu einer Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Bonifatius eingeladen, „um die Befreiung des heiligen Stuhles aus seiner unwürdigen Lage zu erflehen," „um in einer Gesamtwallfahrt zum größten Nationalheiligtum des deutschen Volkes ihrer tiefgläubigen Gesinnung erhebenden Ausdruck zu geben." Und überaus zahlreich fanden sich denn auch aus allen Gegenden Deutschlands die Gläubigen in Fulda ein, so zahlreich, daß zu der Hauptwallfahrt am 7. Juni nur Männer zugelassen wurden. Eine prächtig ausgeschmückte, mit Inschriften und päpstlichen Fahnen und Wappen gezierte Ehrenpforte war zu Ehren des Tages dem Bahnhof gegenüber errichtet. Schon am Montag Abend durchwogte eine große Menschenmenge die festlich geschmückten Straßen der Stadt. In der Hauptfeststraße machte das bengalisch beleuchtete Denkmal des Bonifatius einen erhebenden Eindruck. Auch hier zierten Inschriften die über dem Denkmal erbaute Halle, unter denen wir folgende hierhersetzen: Apostolicam sedem, cui fidum semper servasti pectus, in suam vindica libertatem.*)

Die Frühzüge des Festtages brachten dann immer größere Scharen herbei, sodaß um 9 Uhr beim Beginn der Wallfahrt die Volksmenge Kopf an Kopf die Wallfahrtsstraße bedeckte. Unter dem Gesang des Bonifatiusliedes zogen nun die Wallfahrer zu je zweien die via triumphalis hindurch (ihnen voran etwa 150 Geistliche), um in den Dom und an der Gruft des Bonifatius vorbei geführt zu werden. Nachdem die Menge eine Stunde hindurch in dem Dom eingezogen und der Bischof selbst mit dem Domkapitel eingetroffen war, begann der Gottesdienst mit der Predigt des Stadtpfarrers Huhn aus München. Auf das geschickteste wußte er das Leben des Bonifatius so zu behandeln, daß er einzelne Punkte aus seinen Bestrebungen heraushob und diese auf das neunzehnte Jahrhundert anwandte. So wurde denn der andächtige Zuhörer durch eine fast parlamentarische Rede über das Programm der Zentrumspartei unterrichtet:

*) D. i. Gieb dem apostolischen Stuhle, dem du immer treue Huld bewahrt hast, seine Freiheit wieder.

Bonifatius war bestrebt, überall Schulen zu errichten. Anwendung auf das neunzehnte Jahrhundert:*) „Noch stehen wir unter dem Eindruck der letzten Monate. Da hatte es geschienen, als ob unter der Aegide eines Konstantin allen unsern Schulen das Zeichen des Kreuzes als Rechtstitel aufgeprägt werden sollte. Da auf einmal die Stimme: Paulus ein andermal (Apostelgesch. 24, 25).“ ... „Erleuchte, o Gott, unsre Männer, damit sie sich niemals in unwürdiger Feigheit ihren öffentlichen Pflichten entziehen, damit sie ihre Stimme geben einem Manne, der mit Einsicht und Festigkeit zugleich die Liebe zu Christus verbindet.“ — Bonifatius war bestrebt, überall den Ordensgedanken zu verbreiten. Neunzehntes Jahrhundert: „Vieles ist hier wieder gut gemacht, vieles bleibt noch zu erfüllen. Im ganzen Vaterlande werden einzelne Ordensformen und zwar diejenigen, die die katholische Kirche selbst als die vorzüglichsten Träger der Heiligkeit, der Wissenschaft und des sozialen Lebens anerkennt, ausgeschlossen. Wir fühlen so ganz den Schmerz, daß die Kirche in der Entfaltung ihrer mächtigsten Hilfsmittel gehindert wird.“ — Bonifatius gelobte die Einheit der Kirche zu wahren. Immer stand er in Verbindung mit Rom. Neunzehntes Jahrhundert: „Ganz besonders haben wir uns jetzt zum Grabe des heiligen Bonifatius versammelt, um hier zu beten für den unter den schwersten Drangsalen niedergedrückten heiligen Vater. Für ihn wollen wir bitten. Ihm gilt das jetzige Hochamt, der Gang hierher und die Kommunion am heutigen Morgen.“

So erinnerte jedesmal der Schluß der einzelnen Teile, der ein Flehen um die Fürbitte des heiligen Bonifatius in Bezug auf die angegebnen Punkte enthielt, den Zuhörer daran, daß er im Gotteshaus und zwar in einem katholischen Dom sich befand. An die Predigt schloß sich das feierliche, vom Bischof selbst zelebrirte Pontifikalamt, das durch die dabei aufgewandte Pracht (der ganze Domschatz war ausgestellt und zur Bekleidung der Zelebrirenden verwandt worden) die religiöse Erbauung in den Hintergrund schieben mußte. Den Schluß bildete die feierliche Erteilung des päpstlichen Segens, der alle Pilger der Gnade eines vollkommnen Ablasses teilhaftig machte (was ausdrücklich auf der Festkarte vermerkt war).

Der zweite Teil des Festes bestand in der am Nachmittag in der Turnhalle abgehaltnen Festversammlung, die von rund sechshundert Personen besucht war (Eintrittsgeld 2 Mark). Geleitet wurde sie von dem Freiherrn Felix von Loë, der auch die erste Rede über die Lage des heiligen Vaters übernommen hatte. Redner protestirte unter steigendem Beifall mit den heftigsten Worten gegen die (angeblich) maßlose Verletzung des Völkerrechts von seiten der italienischen Regierung durch ihre Eroberung des rechtmäßigsten und ältesten Staates Europas. Er zeigte dann, unter welch schmählicher Behandlung der heilige Vater noch jetzt zu leiden habe. „Meine Herren, wir wissen, wie vor drei Jahren man einem abgefallenen Mönch, einem Empörer gegen kirchliche und staatliche Ordnung, einem Giordano Bruno dem Vatikan gegenüber ein Monument gesetzt hat. (Pfui!) Heißt das eine des Papstes würdige Stellung, der doch dafür zu wachen hat, daß der reine Glaube gelehrt werde, wenn vor seinen Augen der Irr- und Unglaube gepredigt werden darf? (Nein!) Die Lage des heiligen Vaters ist eine unerträgliche, unerträglich für ihn, für uns, für die ganze Christenheit.“ Zum Schluß die Aufforderung: „Der unfehlbare Lehrer, der Führer und Hirt der Völker, der eine dreifache Krone trägt, der Papst und König Leo XIII. lebe hoch!“ Ein Huldigungstelegramm an den heiligen Vater gab der begeisterten Stimmung Ausdruck. Sodann erörterte der Reichstagsabgeordnete Nicola Racké aus Mainz die Schulfrage. Ein Fanatiker durch und durch (seiner Erzählung nach Konvertit) stellte er „gegenüber der Phrase, daß der Staat der alleinige Herr der Schule sei,“ drei Thesen auf:

Das Staatsschulmonopol in Verbindung mit dem Staatsschulzwang ist 1. eine Verletzung der heiligsten von Gott (den Eltern) gegebnen Rechte, es ist durch und durch Revolution, die Verkündigung des Kommunismus auf geistigem Gebiet. Es ist 2. eine Verletzung der Gewissensfreiheit, 3. eine durch nichts gerechtfertigte Ueberhebung in Bezug auf die Qualifikation des Staates als Lehrer der Volksschule.

Ad 1. „Das eigentliche, ureigentliche Recht auf die Erziehung der Kinder hat nicht der Staat. Das ist eine Lüge. Das Recht haben die Eltern. Dieses Recht ist nicht übertragbar ..., und deswegen ist es Aufgabe eines jeden anständigen Menschen, der noch einen Funken von Ehrgefühl und Sinn für seine Menschenwürde in sich trägt, entgegenzutreten und zu streiten, bis dieses entwürdigende Staatsmonopol aufgehoben wird.“ Rauschender Beifall. „Wer den Kommunismus auf geistigem Gebiete zuläßt, kann ihn auch zulassen auf weltlichem.“ „Der Satz, daß der Lehrer lediglich im Auftrage des Staates den Religionsunterricht erteile, ist eine offene Rebellion gegen die Anordnung Gottes. Denn“ — Matth. 28, 19. So wird denn als Aufgabe für die nächste Zukunft die Forderung der Unterrichtsfreiheit empfohlen, „und damit wollen wir weiter kämpfen.“ ... „Heiliger Bonifatius, bitte für uns, bitte für unser armes deutsches Vaterland.“ Knieend empfing dann noch schließlich die Versammlung vom „Wächter am Grabe des heiligen Bonifatius“ den bischöflichen Hirtensegen.

Eben dieses stolze Selbstvertrauen, sowie die trotzige höhnende Herausforderung des Staates zeigte noch eine gemütliche Abendversammlung, wo „dem Racker von Staat“ der Siegesgang der katholischen Kirche in den letzten Jahrzehnten vorgeführt wurde. „Das hat unsern Herrgott gewurmt, daß sich der deutsche Michel die Zipfelmütze so tief ins Gesicht gesetzt hatte, deshalb ließ er den Sturm losbrechen, der im Kulturkampfe seinen Höhepunkt fand.“ Mit Stolz wurde hervorgehoben, wie der Kulturkampf die katholische Kirche selbst, besonders ihre Bischöfe unter einander geeint habe. Jetzt gehen keine Bischöfe mehr nach Ems, jetzt gehen sie nach Fulda und saugen aus dem Grabe des heiligen Bonifatius die Liebe zum päpstlichen Stuhle.

Trotzdem ist es auffallend, daß an dieser Wallfahrt kein auswärtiger Bischof sich beteiligt hat. Wurden sie doch nach dem offiziellen Festprogramm (wo von den Bischöfen im Festzuge die Rede war) und nach sonstigen Aeußerungen erwartet. In Fulda zirkulirte die Vermutung, daß diese so große und so provozirende Demonstration einen Druck auf die etwas lässigen Bischöfe ausüben und diese veranlassen sollte, energischer gegen die Regierung vorzugehen.

H F

D. Dryanders Markuspredigten

Das Evangelium des Markus in Predigten und Homilien ausgelegt von D. Ernst Dryander, Pfarrer der Dreifaltigkeitsgemeinde zu Berlin. Bremen und Leipzig, C. W. Müller. Erste Hälfte 1891. Zweite Hälfte 1892. Preis zusammen 15 Mark.

Es war immerhin ein Wagestück, gerade das Markusevangelium in fortlaufenden Predigten zu behandeln. Ihm fehlt der Reichtum der gewaltigen Matthäusreden, ihm fehlt der malerische Schmelz der ergreifenden Lukasgeschichten und -Gleichnisse. In ihm ist nicht, wie bei Johannes, Wort und Werk des Herrn überall nur die durchscheinende Hülle des Ewigen, das in der Zeit erschienen, nur Frucht und Keim zugleich des Glaubens, der im Schauen des Göttlichen das ewige Leben schon diesseits ergreift. Markus ist der Epiker unter den Evangelisten, er will nur erzählen. Gewiß erzählt er lebensvoll, besonders wenn man ihm seine Eigenart auch im kleinen ablauscht, er weiß farbenreich zu schildern, weiß bis ins Detail auszumalen. Aber es sind die harten Farben der Wirklichkeit, mit denen er malt; er ist der Realist, der nur durch die minutiöse Treue seiner Kopie wirken und überzeugen will.

D. Dryander hat die Eigentümlichkeit seines Evangelisten wohl verstanden; er setzt mit jeder Predigt neu bei dem in sich geschloßnen Bilde ein, das ein Abschnitt des Evangeliums uns vorführt. Er ermüdet nicht mit antiquarischen Erörterungen, er quält sich nicht mit etwaigen Schwierigkeiten seines Textes; lieber gesteht er offen, daß da noch manches dunkel bleibt. Aber mit scharfen Zügen zeichnet er das Eigentümliche der geschichtlichen Situation, er gruppirt die Gestalten, die in ihr hervortreten, vor allem verweilt er bei dem Bilde des Herrn, um die Seite zu charakterisiren, die es uns gerade hier zukehrt. Aber nun verwandelt sich unter seiner Hand unmerklich der Realismus des Evangeliums. Auf einmal ist es der ewig

---

*) Die Zitate nach stenographischen Aufzeichnungen des Verfassers.

lebendige Herr, wie er noch heute mitten unter uns steht und wirkt, streitet und siegt; es sind Menschen wie wir, denen er sich offenbart, es sind unsre Bedürfnisse, die er stillt, unsre Schäden, die er aufdeckt, um sie zu heilen.

Leicht ist von hier der Uebergang zum Thema gefunden. Es teilt sich, wie von selbst, wo das Bild sich nach verschiednen Seiten hin entfaltet, er zwingt es aber nicht in ein ihm aufgedrungnes Dispositionsschema. Wo sich ein solches nicht ergiebt, da folgt er dem Texte homilienartig Schritt für Schritt und läßt jedes Stück desselben besonders zu uns reden. Es bleibt ein Stück der evangelischen Geschichte und wird doch ein Blatt aus der Geschichte unsers Christenlebens. Mag es seine Schwächen strafen oder seine Nöte bloßlegen, immer weist es auf den Christus des Evangeliums als auf die Quelle hin, woraus uns Kräfte des ewigen Lebens zuströmen.

Dryanders Predigten sind keine dogmatischen Predigten. Nicht daß irgend etwas fehlte an seinem Bekenntnis zu der göttlichen Herrlichkeit Jesu, zu der Heilsbedeutung seines Todes oder der Wundermacht seiner sieghaften Auferstehung. Aber es ist nicht seine Absicht, die Geheimnisse des Glaubens verstandesmäßig zu zergliedern oder gar sie mit jenen apologetischen Reflexionen einleuchtend zu machen, die immer nur für den überzeugend sind, der sie nicht braucht. Ihm ist das Evangelium nicht eine Summe von Lehren, deren Wahrheit er den Menschen aufreden will, sondern eine Geschichte der großen Gottesthaten zu unserm Heil. Dieses Heil aber ist ihm beschlossen in Christo, wie er war und wie er ist und wie er sein wird, in dem ganzen Christus, und nur in ihm.

Es möchte doch schwer sein, aus diesen Predigten seinen dogmatischen Standpunkt zu konstruiren oder ihn einer unsrer theologischen Richtungen einzuordnen. Manch freies Wort zeigt, daß er die Geschichte des Herrn nicht durch die traditionelle Brille anschaut, manch sinniger Gedanke, daß er sich seinen eignen Weg suchte, um sich den Zusammenhang göttlicher Heilsgedanken zurechtzulegen. Aber nie polemisirt er gegen hergebrachte Auffassungen, und gern geht er in ihren Bahnen, soweit er kann. Nur gegen unser kirchliches Parteiwesen hat er manchmal ein scharfes Wort; man fühlt ihm ab, daß er kein Mann der Partei ist. Nicht weil er nicht wüßte, worauf es ankommt, sondern weil er weiß, daß das, worauf es ihm ankommt, dem Streit des Tages entrückt ist, wie die Sonne, wenn sie die Dunkel der Nacht verscheucht.

Das A und O aller seiner Predigten ist das Wort von Sünde und Gnade. Aber das sind ihm nicht dogmatische Schultermini. Man staunt über die Seelenkunde, mit der er immer wieder von neuer Seite her auf diese tiefste Wunde des Menschenherzens den Finger zu legen weiß, mit der er auch den leisesten Aufschrei der unter der Lust und Last des Lebens verkümmerten Menschenseele noch vernimmt. Das Herz geht einem auf bei den freundlich lockenden Tönen, mit denen er immer wieder zu dem Sünderheiland ruft, mit denen er zu rühmen weiß, was wir bei ihm finden. Er weiß, daß der seligmachende Glaube nicht andemonstrirt wird, sondern herausgeboren aus den Nöten des innern Lebens. Darum geht er so gern auf die einfachsten Grundlagen alles religiösen Lebens zurück, um sie zu prüfen und zu festigen. Vor allem auf die Frage: Betest du auch? Es weht ein Hauch echt Johanneischer Mystik durch diese Predigten, ein tiefes Sehnen danach, die himmlische Welt mit ihren Gütern und Gaben in unser irdisches Leben herabzuziehen, nach dem unmittelbaren Schauen des Göttlichen, nach dem Genuß des Ewigen in der Zeit, nach dem persönlichen Einswerden mit dem, in dem es uns erschienen.

Die Markuspredigten sind auch keine Moralpredigten. Weder handelt es sich in ihnen um ethische Probleme, noch um jene zudringliche Einschärfung von Ermahnungen, bei denen in dem Hörer so leicht der pharisäische Gedanke sich regt: Gott Lob, das brauchst du nicht. Aber überall klingt der Grundton wieder: das Evangelium fordert Lebenserneuerung. Man kann es nicht empfangen, ohne das Opfer der Sinnesänderung, ohne den Bruch mit dem alten Leben; man kann seine Kraft nicht erfahren, ohne sie im Leben zu bewähren. Die Predigten sagen das nicht in allgemeinen Sätzen, sie beweisen es nicht durch geschickte Syllogismen. Sie greifen mitten ins Herz und Leben hinein, in die persönliche Erfahrung des Einzelnen, in sein Leben in Haus und Beruf. Sie nennen die Sünde bei Namen, nicht wie sie bei denen aussieht, die da draußen sind, sondern wie sie bei uns zu finden ist, die wir uns um diese Predigten scharen. Sie decken uns auf, was bei uns fehlt, und weisen doch stets hin auf den rechten Helfer und die sichre Hilfe. Es sind auch keine Zeitpredigten. Mancher, dem die Ohren gellen von den Notrufen unsrer Zeit und den Debatten über die Heilmittel für unsre sozialen Schäden, wird sie vielleicht zu individualistisch finden. Und doch reden sie oft genug in warmen Worten von dem, was die Zeit bewegt in Kirche und Staat und Volksleben. Aber sie ergehen sich nie in ohnmächtigen Klagen und Anklagen; sie fragen und sagen, was wir zu thun haben, damit es besser werde, und was der dazu thut, ohne den wir nichts thun können.

Immer aufs neue fragt man sich, worin eigentlich die eigentümliche Gewalt dieser Predigten begründet liegt. Im Grunde sind sie doch ganz schmucklos. Hie und da ein schönes Wort aus alter oder neuer Zeit, hie und da ein Liedervers, meist nicht von den bekanntern, gern von den Sängern brennender Jesusliebe und heißer Himmelssehnsucht. Wohl ist die Sprache überall edel und voll Wohllaut, und oft hat man das Gefühl, einen treffendern Ausdruck gebe es nicht. Aber rhetorische Kunstmittel und bloß poetischen Redeschmuck verschmähen die Predigten gänzlich. Ich wage zu behaupten, daß man mir keine Ausführung nachweisen kann, die bloß aus rhetorischem Bedürfnis hervorginge, auch in den erlaubten Grenzen nicht. Die Predigt beginnt meist in der denkbar schlichtesten Weise, mehr meditirend als perorirend; aber sie steigert sich, wo sie nicht absichtlich ausruht, von Schritt zu Schritt, von Teil zu Teil an Wärme und Kraft, sie packt unwiderstehlich, sie reißt mit fort; und wenn sie abbricht, klingt sie noch lange im Ohr des Hörers nach. Es ist die Macht der lebendigen Erfahrung, die aus ihr redet, der eignen wie der seelsorgerlichen; es ist die liebevolle Versenkung in die Schrift, aus der ihr unerschöpfliche Quellen fließen. Das ist das ganze Geheimnis ihrer Wirkung.

Die gelesene Predigt kann nie werden, was die gehörte war. Der dies schreibt, kann das am besten bezeugen, da er wohl die allermeisten dieser Markuspredigten gehört hat. Aber sie bergen auch in dieser Form einen köstlichen Schatz, und wir meinen ein gutes Werk zu thun, wenn wir unsre Leser antreiben, ihn recht auszunutzen. Unsre jungen Theologen zuerst; denn aus diesen Predigten kann man predigen lernen. Es ist nicht eine einzigartige Begabung, aus der das Beste in ihnen stammt. Die kann sich niemand geben, der sie nicht hat; und wer sie nachahmen wollte, der wird sicher Zerrbilder schaffen. Sie lehren vielmehr aus den Tiefen der Schrift schöpfen, die wir alle haben, und aus der Tiefe des eignen Herzens, die wir am besten verstehn, wenn wir lernen, wieviel wir noch nicht haben. Aus ihnen kann man die edle Predigtkunst studiren; und man wird am meisten lernen, je mehr man sich erst selbst dadurch befruchten läßt. Aber ich rede vor allem von uns, denen sie zur Erbauung und nur dazu gegeben sind. Es ist mit den Predigtbüchern eine eigne Sache. Wir schlagen sie am Sonntage auf, wenn wir einmal nicht zur Kirche gehen können, oder in stiller Abendstunde, wenn wir noch ein Bedürfnis nach geistlicher Nahrung fühlen, und lesen eine Predigt daraus. Und es ist kaum ein Sonntag des Kirchenjahres, für den wir hier nicht eine geeignete fänden. Doch damit geschieht dem Buche nicht im entferntesten sein Recht.

Wir werden so oft, und mit gutem Recht, ermahnt, die Schrift im Zusammenhange zu lesen; aber jedermann weiß, wie schwer es ist, nicht nur alles zu verstehn, sondern alles auch unmittelbar auf unser Bedürfnis anzuwenden. Hier ist eine praktische Schriftauslegung, die uns durch ein ganzes Evangelium hin begleitet. Es ist ein Lieblingsgedanke dieser Predigten, wie es uns in der hastenden Unruhe der Gegenwart so oft an den stillen Stunden fehlt, die doch für unser geistliches Leben unentbehrlich sind. Wie wärs, wenn wir einmal den Versuch machten, uns an jedem Wochentage eine stille halbe Stunde auszusparen, um einsam oder gemeinsam an der Hand dieses Buches

das Markusevangelium zu lesen? Ich glaube, vielen würde das Vierteljahr, über das sich diese 67 Markuspredigten verteilen, unvergeßlich bleiben; sie würden ihnen Hunger und Durst wecken nach der Wiederholung solcher geistlichen Erquickstunden. Dem teuern Manne aber, der sie uns bereitet, werden viele dafür noch Dank sagen in der Ewigkeit. B W

Verschiedenes

(Zum Verständnisse des Flemingschen Textes: So sei nun, Seele, deine!), worüber wir in Nr. 20, Sp. 443 ff. berichtet haben, dient vielleicht der Hinweis auf den Anfang von „Herrn Pauli Flemingi der Med. Doct. Grabschrift, so er ihm selbst gemacht in Hamburg u. s. w.“; hier bekennt der Dichter von sich:

Ich war an Kunst, und Gut, und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frey. Meine. Kunte mich aus meinen Mitteln nehren.

Soll der Ausdruck hier die gesellschaftliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit und Freiheit bezeichnen, die der Dichter dem Glücke verdankt, so ist in jenem Liede die religiöse Unabhängigkeit und Herrschaftsstellung über der Welt gemeint, deren dem Christen Fleming kraft seines Gottvertrauens gewiß ist.

(Die Chronik Bacharachs und seiner Thäler) „Es ist ein echt rheinisches Landschaftsbild von eigentümlichem Reiz, das das vielbesungene Bacharach dem Auge bietet. Während der Weltverkehr auf und an dem majestätischen Strom rastlos zu Berg und zu Thal sich bewegt, ruht das schiefer- und altersgraue Städtchen, von Mauern und Türmen umgürtet, wie träumerisch an den Fuß der Höhen gebettet. In der Mitte ragt die altehrwürdige Peterskirche empor; darüber hin grüßt als jüngere Schwester die Wernerskapelle, und droben hält Burg Stahleck trotz seiner epheuumsponnenen Trümmer gute Wacht. Der Münzbach rauscht aus dem Steeger Thal zum Rhein hinab. Uralte Nußbäume beschatten die Falten der Berghänge, deren sonnige Lagen die Weinrebe bedeckt. Nichts schöner, als wenn die Sonne im Westen versinkt und das Feiergeläut der Glocken durch den Abend tönt; wenn der Mond sein Licht über die Landschaft gießt und in den Wellen sich spiegelt; wenn in linder Sommernacht die Rebenblüte duftet.

„Aber mit dem stimmungsvollen Eindruck der Natur verbindet sich noch ein andres. Ueber dem malerischen Bacharach breitet sich auch die Geschichte mit der Fülle ihrer Erinnerungen aus. Fast zwei Jahrtausende deutscher Vergangenheit, deren Wellenschlag dies kleine Flecken rheinischer Erde gespürt, zieht an dem sinnenden Geist vorüber.“ Der im Jahre 1886 aus Neuwind ins evangelische Pfarramt zu Bacharach eingetretene Pfarrer Karl Theile hat während der Zeit seiner Amtsführung nach Kräften — auch mittels archivalischer Forschungen — sich bemüht, den geschichtlichen Boden seines Wirkungskreises kennen zu lernen, und das, was er gefunden und gesammelt, zu einem „Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte“ zusammengestellt, das unter dem Titel: Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler bei Perthes in Gotha im Preise von 2 Mk. erschienen ist. Zwar ist der Eindruck des 152 Seiten starken Büchleins kein ganz einheitlicher; schwunghafte Schilderungen, wie die oben teilweise mitgeteilte Einleitung, und Umrisse in weiten Zügen wechseln nicht ganz vermittelt mit minutiösen Einzelheiten, zu denen noch unverarbeitete Nachträge kommen; es lassen sich da auch sonst wohl kleine Ausstellungen machen, wie es uns beispielsweise ein Satz von zweifelhafter Güte scheint, wenn Seite 43 in der Anmerkung gesagt wird, das Werk des Bonifatius sei durch Luther vollendet, und ebendort das „Vgl. übrigens Luther und die Bilderstürmer“ fast wie ein verunglücktes Zitat ausschaut, aber dergleichen kann doch der Freude an der verständigen und trefflichen Arbeit des Pfarrers nicht wesentlich Eintrag thun, und wir wünschen ihr, die in erfreulicher Weise vom Verfasser dem Presbyterium seiner Gemeinde „als geringes Zeichen der Liebe“ gewidmet ist, von Herzen einen zahlreichen Leserkreis.

Sie bietet auch des Interessanten genug. Zunächst aus dem Mittelalter, das für Bacharach zahlreiche Erinnerungen an Fürstentage und Kaiserzeit zu verzeichnen hat; noch mehr aus den drei letzten Jahrhunderten. Bacharach und seine vier Thäler sind ein eigentümlich Stück evangelischen Gebiets am Rhein, rings umschlossen von römischem Wesen; sie haben alle die zumal konfessionell so wechselvollen Geschicke der Pfalz mit durchmachen müssen: hier haben bald lutherische, bald kalvinistische und endlich katholische Kurfürsten geherrscht; hier haben während des Jammers der dreißigjährigen Feuertaufe der Nation spanische Soldateska, Jesuiten, Franziskaner und Kapuziner gewirtschaftet; schlimmer als alle doch wenige Jahrzehnte später (1689) die französischen Mordbanden jenes allerchristlichsten Königs, des vierzehnten Ludwig, den das Volk den „Pfalzvergifter“ nannte. Aber die evangelische Gemeinde hat sich durch alle Nöte hindurchgerettet und weiß auch heute noch ihre Stellung zu wahren, wie sie denn unlängst von Sobernheim her Diakonissen bei sich eingeführt hat.

Der Reinertrag des Schriftchens ist für die Wiederherstellung der Peterskirche bestimmt, die seit Ende des elften Jahrhunderts dem Andreasstifte zu Köln inkorporirt war, von Reformation und Gegenreformation aber heftig umstritten ward, doch so offenbar mit Recht und Vernunft auf jener Seite, daß 1558 das Stift den ganzen Pfarrsprengel dem Kurfürsten zu Heidelberg gegen 40000 Rthlr. erb und eigen abtrat, ein Verkauf, der nicht bloß von den Erzbischöfen von Trier und Köln gebilligt und anerkannt wurde, sondern wozu auch Papst Pius IV. das Stift in einer Urkunde seitens des römischen Stuhls ausdrücklich ermächtigte. Jetzt hat die Gemeinde die Restauration des herrlichen Bauwerks unternommen, wozu aber auch die Provinz eine Rate von 10000 Mark bewilligt hat und wohl noch mehr bewilligen wird, auch der königliche Konservator sowie die königliche Regierung einen Staatsbeitrag in Aussicht gestellt hat. Die letzten Entscheidungen darüber werden täglich erhofft. Im Innern ist die Erneuerung nahezu vollendet. Es handelt sich noch um Erneuerung der Fenster und des Fußbodens und Polychromirung der untern Hälfte des Kircheninnern; die obere prangt schon im Schmucke der Farbe. Aber gegenwärtig arbeitet nur ein Steinmetz, da die Mittel — die Gemeinde selbst hat 10000 Mark aufgebracht — erschöpft sind. Auch in diesem Sinne sei dem wackern Büchlein bester Erfolg und größter Absatz gewünscht. H

(Livland, als Glied des deutschen Reichs vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert), schildert ein Vortrag von Otto Harnack (Berlin, G. Reimer, 1891; 50 Pfge.). Es ist ein Sohn der livländischen Erde, der hier in Liebe und Zorn uns Deutsche im Reich an alte und junge Schulden mahnt. „Die Thatsache, daß Liv-, Esth- und Kurland mehr als drei Jahrhunderte lang Glieder des deutschen Reiches gewesen, lebt nicht im Bewußtsein des deutschen Volkes. Ein solches erblich gewordnes Verschweigen unterschlägt der Nation einen Teil ihrer Geschichte und trübt ihr zugleich den Blick für die Ereignisse der Gegenwart.“ Mit beneidenswert reicher und sicherer Quellenkenntnis weist der Verfasser die Innigkeit der Beziehungen nach, die von allem Anfang an zwischen der fernen Ostmark und dem Reiche, und zwar speziell dessen deutschem Teile, dem regnum Theutoniae, bestanden haben. Livland ist einfach ein Teil des deutschen Reichs gewesen. Das gilt von allen dort irgend in Betracht kommenden politischen und sozialen Mächten: den Bistümern, dem Orden, den Städten. Und was uns hier am nächsten berührt: „Nichts kennzeichnet den engen Zusammenhang Livlands mit dem Mutterlande schärfer als der Fortgang der Reformation in diesen entfernten Gegenden. Schon in den zwanziger Jahren erreicht sie die entscheidenden Erfolge.“ Aber von diesem Höhepunkt geht es nun schnell abwärts, abwärts nämlich, sofern man an die politische Stellung im Reiche denkt. Denn die innere Entwicklung der baltischen Lande auf kirchlichem und sozialem Gebiete kommt ja hier nicht in Betracht. Dem Uebergang in die Gewalt Polens, Schwedens, endlich Rußlands hat das Reich nichts als fromme Wünsche, wortreiche Drohungen und Mahnungen an Dritte, den Gefährdeten zu helfen, entgegenzusetzen gewußt. „Wer aber im letzten Grunde diesen Zustand verschuldet hatte, war das deutsche Reich, welches die entscheidende Position an der Ostsee selbst aufgegeben und in die allzu schwachen Hände Polens und Schwedens gelegt hatte.“

Das Schlußergebnis des Verfassers wird unanfechtbar sein. Aber er wird mir erlauben, demselben eine Deutung hinzufügen, die seine Ausführungen vielleicht nur ergänzt. Das deutsche Reich war schuld. Aber was war dies Reich? Meines Wissens doch eine ebenso kirchliche wie politische Macht. Für kirchlich aber dürfen wir getrost sagen: mittelalterlich-katholisch. Ja wenn Karl V. seine Zeit verstanden hätte! Aber wie dieses Wenn die religiöse Bedeutung des frühern Reichsgedankens und die ideelle Macht über die Gemüter, die er aus diesem Grunde besaß, völlig unterschätzen würde, so kann man doch auch im Blick auf die Ostseeprovinzen nicht mit einem irgendwie abstrakt gedachten „Reiche“ rechnen, sondern nur mit dem, das das ganze Erbe seiner katholischen Vergangenheit in sich schloß. Ist denn die politische Entwicklung Deutschlands bis zum Anfang unsers Jahrhunderts nicht der vollgiltige Beweis dafür, daß das Reich sich von jener Vergangenheit nicht loszuringen vermochte? Nur in neuen politischen Gebilden konnte bei uns die Welt neuer, auch politisch neuer Gedanken sich durchsetzen. Von diesen „protestantischen“ Staaten Deutschlands in den Kinderschuhen wird man für die damalige Zeit keine wirksame Hilfe für Livland fordern können. Wer sie aber bei dem alten Reiche sucht, der treibt, fürchte ich, den Teufel durch Beelzebub aus. Der Moskowiter bleibt jenseits der Grenzen. Aber mit einem starken „Reich“ wäre vermutlich auch ein starker Katholizismus in Riga und Dorpat eingezogen. Man weiß, was er schon mit Hilfe des schwächern Polens auszurichten vermochte.

Diese Perspektive bietet wenig Anziehendes. Ich muß ihre Möglichkeit aber um so mehr den berechtigten Anklagen des Verfassers entgegenhalten, als er sich, wie es scheint in meist zustimmender Weise, auf einen Aufsatz der Preußischen Jahrbücher (Bd. LXVI, Heft 2) „Was wir unsern Kolonien schuldig sind?“ bezieht. „Nicht bloß um die Befreiung der deutschen Kolonien — liest man da, S. 122, in einem überraschend kühnen politischen Ausblick —, sondern auch um die Herstellung des polnischen Nationalstaats wird gefochten werden. Fällt dem Hause Hohenzollern die eine, so fällt dem Hause Habsburg die andre Aufgabe zu. Polen vereinigt mit Galizien, mit Odessa als Hafen unter habsburgischem Szepter, wird die rechte Flankendeckung für das zukünftige Vor- und Grenzland des deutschen Reichs am Rigaischen und finnischen Meerbusen sein.“ Das heißt protestantische Hoffnungen können nur um den Preis der Erfüllung kühnster römischer Wünsche verwirklicht werden. Deutschland, eingekeilt zwischen lauter Staaten, in denen der Jesuitismus eine Macht war — warum nicht auch wieder wird? —! Ich denke zu hoch von den Balten, als daß ich glauben möchte, sie würden ihre Freiheit mit dieser unabsehbaren Gefahr für den deutschen Protestantismus bezahlen wollen. S E

(Ein Salongespräch über die Sittlichkeit) Auf freisinnigen Parteiversammlungen wurde, wie gegen das Trunksuchtsgesetz, auch gegen ein Gesetz über strengere Bestrafung der Zuhälter u. dgl. gesprochen. Die Notstände, um deretwillen man zu solchen Gesetzen greife, würden ebenso

wenig wie die Sozialdemokratie durch das Sozialistengesetz, durch Gesetze beseitigt werden. Etwas Wahres liegt jedenfalls in dieser Polemik, und gerade die kirchlichen Kreise und Blätter müssen sich hüten, einseitig die Abhilfe in der Gesetzgebung zu suchen; wissen wir doch, daß auf beiden Gebieten, Trunksucht und Unzucht, das gegenwärtig von den obern Ständen gegebne, vielfach der Gesetzgebung nie zugängliche schlechte Beispiel der wichtigste Faktor bei Behandlung dieser Fragen ist. Hier gilt es, namentlich in Bezug auf die Anschauungen der Gebildeten, große Vorurteile zu überwinden. Einen Beitrag hierzu mag das kleine Schriftchen bieten, das unter dem Titel „Ein Salongespräch über die Sittlichkeit. Von einem Gerichtsreferendar" im Kommissionsverlage von Hermann Blech in Mühlheim a. d. R. erschienen ist (31 S.; 40 Pfge.). Während einer Ballpause unterhalten sich ein Leutnant und ein Gerichtsreferendar über obiges Thema. Wir finden das übliche Urteil von der Gemeinschädlichkeit der Zuhälter und von der Verachtung der Dirnen und — wie widerspruchsvoll! — von der Unentbehrlichkeit der Prostitution; wenn der erste Verführer nicht gekommen wäre, so wäre doch sicher ein andrer gekommen, also sei die Schuld des ersten nicht groß; und an den Gefallnen selbst ist ja nichts mehr zu sündigen; die angebliche Notwendigkeit, erst in spätern Jahren zu heiraten und doch dem natürlichen Trieb nicht entgegenzutreten, und vieles andre kommt zur Sprache, und all diese Vorurteile werden Schritt auf Schritt in einfachster Weise widerlegt. Das Schriftchen eignet sich sehr als kleine Gabe an gebildete Freunde, mit denen man sich schon ernstlich über diese Fragen unterhalten hat, ohne zu einem beiderseits befriedigenden Ergebnis gekommen zu sein. F J

(Kleine Illustrationen zu Hases „Polemik," nach dem Leben gezeichnet) Hase in seiner Polemik (3 Aufl., Seite 52) sagt: „Es ist eine anerkannte Sache, daß der Bann zuweilen ausgesprochen wird aus Irrtum, oder aus weltlicher Absicht, oder doch nur um zeitliches Gut." — In Tirol, am Ortler, fand ich ungesucht einen kleinen Beleg zu diesem Satze. Ein Arbeiter erzählte mir, daß, wenn einer hartnäckig die Bezahlung seiner Schulden verweigere, der Gläubiger die Hilfe des Geistlichen anrufe; die Androhung des Bannes oder, was doch dasselbe, die Versagung der Absolution habe sich dann allezeit noch als ein wirksames Mittel erwiesen, zu seinem Gelde zu kommen. Wieviel dann die Kirche von dem Zurückgezahlten Prozente bezieht — gezwungen oder ungezwungen —, ich kanns nicht sagen.

Seite 441 seiner Polemik äußert sich Hase folgendermaßen: „Sonach bleibt dem Meßopfer nichts übrig, als das halb Eingestandne, halb Verleugnete, eine anschauliche Erinnerung an das Opfer am Kreuze zu sein. Aber bloß als solche möchte die Messe fast überboten werden durch das Passionsspiel, das die Bauern in Oberammergau nach jedem Jahrzehnte einen Sommer durch wiederholt aufführen." Nicht bloß ein halbes, sondern ein ganzes Eingeständnis des oben Gesagten glaube ich ebenfalls in Tirol gefunden zu haben. Ein Kurat aus der zuvor schon näher bezeichneten Gegend antwortete mir auf meine Frage, was er von dem Passionsspiele in Oberammergau halte, etwa Folgendes: „Das Spiel ist gewiß sehr würdig und segenstiftend; aber ihr Protestanten brauchts eigentlich notwendiger, als wir Katholiken; wir sehen ja die Kreuzigung unsers Herrn täglich im Meßopfer."

Seite 258 sagt unser berühmter Kirchenhistoriker; „Es ist die Weise der Hierarchie, ihre Forderungen über alle Verhältnisse des Lebens zu erstrecken, schon um die Gläubigen an eine überall über ihnen waltende äußere Macht zu gewöhnen. Das Nichtbeachten dieser Forderungen wird insgemein schärfer gerügt als die Vernachlässigung gewöhnlicher sittlicher Pflichten, und höher als diese die eifrige Erfüllung oder Ueberbietung des von der Hierarchie Empfohlenen geachtet, als da sind eine bestimmte Wiederholung von Gebeten, Fasten, Wallfahren." .... Nun, die Kirche hat zu allen Zeiten für ihre Forderung Gehorsam, wenn auch nicht allseitigen, gefunden; sie weiß sich ja aber auch in die Zeit und die Menschen zu schicken. An der Thüre von San Lorenzo in Verona las ich einst auf einem amtlichen Anschlag, der eine Aufforderung zu einer Wallfahrt nach Rom im Jahre 1893 zur Feier des Priesterjubiläums des jetzigen Papstes enthielt, unter anderm folgende Stelle: La cosa riesca più agevolmente e si possano in vista del loro numero ottener ai pellegrini le maggiori facilitazioni pel viaggio. Das soll auf Deutsch doch wohl ungefähr dies heißen: „Die Sache (die Wallfahrt) wird um so bequemer von statten gehen, als angesichts ihrer Zahl für die Pilger auf ihrer Fahrt die denkbar größten Erleichterungen erlangt werden können." Warum sollte man dann eine solche Wallfahrt nicht mitmachen? Kaiser Heinrich IV. hat es seiner Zeit freilich nicht so bequem gehabt! H N

(Das Alte Testament von Reuß) Unsrer Empfehlung dieses Werkes in Nr. 26 war nur der Subskriptionspreis beigefügt. Wir tragen deshalb nach, daß der erschienene erste Band 6,50 Mk. kostet und das auf sieben Bände angelegte Ganze auf rund 50 Mk. zu stehen kommen wird. D H

(Evangelisch-sozialer Kongreß) Der soeben erschienene Bericht über die Verhandlungen des dritten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten zu Berlin am 20. und 21. April 1892, nach den stenographischen Protokollen. (Berlin, Rehtwisch und Seeler; 134 S.; Preis 1 Mk.) sei nochmals ausdrücklich empfohlen. Als Anhang ist ein Verzeichnis neuerer evangelisch-sozialer Schriften beigefügt. Aus dem reichen Inhalt des Berichts sind gesondert erschienen die Vorträge von Naumann, Christentum und Familie (20 Pfge), Wolff, Die erziehliche Bedeutung des neuen Arbeiterschutzgesetzes (20 Pfge) und Wagner, Das neue sozialdemokratische Programm (50 Pfge). Bei Mehrbezug erhebliche Preisermäßigung. R

(Zum Fall Schrempf) uns zu äußern ist uns ebenso Bedürfnis wie Pflicht. Da jedoch, wie wir hören, die Veröffentlichung von Aktenstücken in Aussicht steht, ohne deren Kenntnis ein richtiges Urteil unmöglich ist, halten wir es für geboten, bis dahin unsre Meinung zurückzuhalten. Die verschiedensten Stimmen zur Sache mag inzwischen die Chronik sammeln. D H

Quittung

Für die schlesischen Konfirmandenanstalten: 20 Mk. von den Konfirmanden in Wolfsheim.

Für den Neubau des Diakonissenhospitals in Jerusalem: 30 Mk. von G. v. R., Helsingfors.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 28 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Für das 25 jährige Jubiläum von Bethel gingen für „Klein-Bethel" an Dankesgroschen dankbarer Eltern und Großeltern für gesunde Kinder und Enkel ein 169554 Groschen!
Auf fröhliche ebenso dankbare Nachfolger hofft
Bielefeld, 26. Juni 1892.
Bodelschwingh, Pastor zu Bethel.

Bibliotheken
namentl. Theologie kauft jederzeit die **Dieterichsche Univers.-Buchhdlg.** (L. Horstmann) in **Göttingen.**

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast"**, hrsg. von **D. Sachsse,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fko. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in $^1/_{10}$-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

BALLADENBUCH
Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. In einfachem Einband M. 6, in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

VATERLANDSLIEDER. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. In einfachem Einband M. 6, in Satin 7.—, in Leder M. 12, in Atlas M. 12.

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.

SANG UND KLANG
Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband M. 12.

GOETHES WERKE
Herausgegeben von Adolf Stern. Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

SCHILLERS WERKE
Herausgegeben von F. A. Krais. Auswahl in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—

GEISTLICHE LIEDER. Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. In einfahem Einband M. 6, in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

CITATENSCHATZ
Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von Hans Nehry. In einfachem Einband M. 6, in Satin M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig